

# VERONIKA

## Illustrirte Damen-Zeitung

Inhalt: Die erste Schülerin. Von Julius Stettenheim (mit Illustration von Georg Knorr). — Die Königin von Castilien. Novelle von Adolf Wilbrandt. (Schluß). — Entführung. Von Ludwig Pietsch (zu der gleichnamigen Illustration von C. Bösch). — Die Mode. Von Veronika von G. (mit Initialen von Graf Johann). — Gedicht. Von Hermann Lingg. — Sieben Wilhelminen. Von George Hefeliel. — Berliner Briefe. I. Von Otto Slagau (mit Titelbignette von St. Verche). — Wirthschaftsplaudereien (mit Abbildungen). — Auflösungen des Nebus und der Schach-Aufgabe Seite 346. — Nebus. — Correspondenz.

### Die erste Schülerin.

Es ist sonderbar, aber in einer großen Stadt, in welcher die merkwürdigsten Sonderlinge und Sonderbarkeiten kaum aufsehen erregen, fällt ein junger Mann immer unrettbar auf, dessen Haupt ein üppiger Lockenschmuck ziert. Ein solcher Kopf gilt als etwas so Außergewöhnliches, daß wir uns umsonst Mühe geben würden, gewöhnliche Worte dafür zu finden, wie sie sich für eine ganz schlichte Geschichte eignen, welche wir erzählen wollen. Oder passen etwa Bezeichnungen wie „Lockenschmuck“ und dergleichen für eine einfache Erzählung? So wenig wie das bezeichnete Haupt selber in das Ensemble unseres heutigen Verkehrs. Für die landesübliche Frisur des Mannes, von der Fülle des Materials an bis zur abgemähten Platte, haben wir Bezeichnungen, deren Zahl die der Haare eines mächtig bewaldeten Schädels erreicht; von männlichen Locken ganz einfach zu sprechen, ist unsere Sprache aber trotz ihres Reichthums so arm, daß sie bei den Poeten für den alltäglichen Gebrauch eine Anleihe machen muß.

Seit ganz kurzer Zeit war Theodor — sein Familiennamen fällt uns augenblicklich nicht ein — in der Residenz, und seit er zuerst vom Schloß aus, wo die Promenade beginnt, bis zum imposanten, den Propyläen von Athen nachgebildeten Thor gegangen war zu einer Stunde, in welcher die elegante Welt zwischen diesen beiden Punkten erscheint, um zu sehen und sich sehen zu lassen, kannte man den jungen Mann auch, dessen Haupt ein üppiger Lockenschmuck zierte.

Die Männer sahen sich erstaunt einen Augenblick um, die Damen senkten den Sonnenschirm etwas tiefer auf das Hütchen und flüsternten: „Gewiß ein Virtuose“.

„Augenheinhalt!“ war die bestimmte Antwort. Man zerbrach sich nicht weiter den Kopf mit den Fragen: „Was singt, was spielt er?“ Genug, er war ein Virtuose, in einem der nächsten Concerte wird er sich schon mit einem Niederheft oder mit irgendeinem Instrument legitimiren.

Denjenigen unserer schönen Leserinnen, welche keine Concerte besuchen, sind wir die Mittheilung schuldig, daß der junge Mann ein Claviervirtuose ist.

Es war zur Zeit der Wohlthätigkeitsconcerte, der zarten Echo's des Schlachtendonners, als diese unsere Privatmittheilung sich bestätigte. Auf einem der Concertprogramme stand der Name Theodor's, und plötzlich stand er persönlich vor dem Publicum und verbeugte sich und legte sich an das Clavier. Ein Flüster, daß durch die Reihen der Zuhörerinnen lief, begleitete Theodor an den Bechstein.

Theodor spielte eine Phantasie eigener Composition. Wenn Beifall Kritik ist, so waren Composition und Vortrag meisterhaft. Wir bekamen einen großen Respekt vor Herrn Theodor, als derselbe sein Haupt, welches ein üppiger Lockenschmuck zierte, — wir finden ja mit dem besten Willen keine anderen Worte, — dankend senkte und sich dann von der Tribüne entfernte. Bald aber erschien er wieder. Vor ihm her schritt eine reizende Gestalt, eine Dame, deren elegante Erscheinung die aristokratische Dilettantin verrieth, der man es ansah, daß die Kunst, die sie übte, nicht nach Brod ging. Das Lied, das sie sang, war eine der vielen milden

Gaben, mit welchen die Frauen der Residenz die Wunden des Krieges zu heilen bemüht waren.

Herr Theodor war gerne der Aufforderung gefolgt, den Gesang des holden Mädchens zu begleiten. Die Sängerin hatte das Lied „Ich grolle nicht“ gewählt. Herr Theodor zitterte etwas, als er das Notenheft aufschlug, er suchte einen Augenblick, obgleich die Partitur schon vor ihm dalag. Ein peinlicher Augenblick! Aber das Mädchen war so schön...

Herr Theodor war außer sich vor Entzücken. Er sollte sie wiedersehen, die er für den Inbegriff aller weiblichen Anmuth hielt. Er verbrachte eine schlaflose Nacht und träumte mit offenen Augen. Wie glücklich besiegte er alle Hindernisse, alle Vorurtheile, die ihm den Besitz seiner Angebeteten streitig machten! Der Traum eines Verliebten ist ja allmächtig!

Am anderen Tage war die Soirée, — wieviel Poesie lag in diesem Wort! Und am anderen Tage sollte Herr Theodor auch die erste Clavierstunde in einem bekannten Banquierhause geben, dessen Töchterchen sich der großen Reihe der Pianinoschwestern anreihen sollte. Wieviel Prosa!

Und Herr Theodor stand pünktlich als Lehrer da. Der Boden brannte unter seinen Füßen, sein Kopf glühte. Wer beschreibt seine Ungeduld! Wenn die Decke des Zimmers einstürzt und ihn an der Schwelle seines Glückes begräbt! Er möchte fort, und die Stunde will nicht enden. Er muß ja zu Hause noch einmal seine Kraft erproben, noch einmal „seine Finger durch die Tasten meißeln lassen“, um seine herrliche „Freundin“ nicht abermals zu erzürnen, er muß auch sorgfältig Toilette machen, in ihr die Nonchalance herstellen, welche den Künstler verräth. Und seine Schülerin ist so sehr Anfängerin und säumt so entschuldigend über die Tasten hin! Er nimmt die Uhr in die Hand, die Zeit wird ihm so unendlich lang, daß er fürchtet, er veräume die ersehnte Stunde. Die Schülerin wird ganz ängstlich. Ihre ohnehin schwachen Anlagen sinken zum Nichts herab. Sie greift nur noch falsch. Herr Theodor läßt unarticulirte Laute der Unzufriedenheit hören, die den letzten Muth der Kleinen vernichten. Sie hört erschrocken zu üben auf. „Sie sind krank, mein Kind,“ sagt Herr Theodor aufatmend, „Sie bedürfen der Ruhe, — Adieu!“

Und er stürmt fort. „Ich sag's Papa!“ schreibt das Mädchen auf, als sie allein ist. Aber diese Drohung ist ganz überflüssig, denn die Mama ist schon mit der nöthigen Denunciation unterwegs. Die falschen Noten der Schülerin, die ungeduldrigen Bemerkungen des neuen Lehrers hatten sie unbemerkt herbeigelockt, und sie hatte die, nebenbei gesagt, für dieses Schauspiel ganz überflüssige Vorgnette an das Auge gelegt, um zu sehen, daß der neue Lehrer mit ganz unerklärlicher Ungeduld da saß. Leise hatte sie sich wieder entfernt, um außer sich, wie sie war, als gewissenhafte Gattin mit dem Herrn des Hauses den außerordentlichen Fall zu besprechen. Die Salons, in welchen die Soirée stattfand, waren von der Elite der hauptstädtischen Gesellschaft belebt. Herr Theodor trat

ein und stellte sich dem Vater seines Ideals vor. Dieser war außerordentlich erfreut über das Erscheinen des Künstlers. „Ich habe Sie bereits mit Ungeduld erwartet!“ rief er aus und zog den nicht wenig entzückten Herrn Theodor in ein Nebenzimmer. Hier sagte er: „Sie sollen mich bei einem von mir ausgesonnenen kleinen Scherz unterstützen. Sie begeben sich an das Clavier und verweilen dort, bis ich — es wird dies gleich geschehen — die Verlobung meiner Tochter, welche Sie aus dem Wohlthätigkeitsconcert kennen, verkündigt habe. Nach der Gratulation tritt dann der Bräutigam rasch zu Ihnen und singt nach der Melodie des Liedes „Ich grolle nicht“ einige Strophen, in welchem er meine Tochter gewissermaßen um Verzeihung bittet dafür, daß er mit



Die erste Schülerin. Zeichnung von Georg Knorr.

Das Publicum war entzückt.

„Wäre ich nicht so fest gewesen,“ sagte die Sängerin mit der Geschäftigkeit einer Bühnenprimadonna zu Herrn Theodor, als sie die Stufen der Tribüne herabstiegen, „wahrhaftig, ich hätte nicht weiter singen können. Sie schienen die Tasten zu suchen —“ Herr Theodor sah unbeschreiblich bestürzt aus.

„Ich grolle nicht!“ lächelte die Schöne. Der Begnadigte hätte ihr zu Füßen fallen mögen, aber in Concertsälen pflegt nicht gekniet zu werden.

Die Sängerin grollte wirklich nicht. Einige Tage später erhielt Herr Theodor eine Einladung ihres Vaters, sich in dessen Salons hören zu lassen.

ihrem Auftreten im Concert einen Augenblick unzufrieden gewesen war. Der Effect wird ein fröhlicher sein... Aber, Herr Theodor, was ist Ihnen? Sie wanken... "Es ist ein altes Leiden!" stammelte Herr Theodor. "Entschuldigen Sie mich... es findet sich wohl ein Anderer, der das Lied begleiten kann... O mein Gott!"

Herr Theodor stürmte nach Hause. Auf seinem Tisch lag ein Billet, in welchem ihm der erzürnte Papa seiner Schülerin einen Friedrichsd'or sandte und ihn bat, einen Unterricht einzustellen, den zu ertheilen ihm, nach den Aussagen des Töchterchens, so sehr unbequem zu sein schiene. Er empfahl sich dem Herrn Theodor mit achtungsvoller Ergebenheit.

Dieses Goldstück hat Herr Theodor bei einem Haarkünstler wechseln lassen, welcher das Haupt des Virtuosen von dem Lockenschmuck befreite.

"Man muß aussehen wie die Welt ist, in der man lebt: prosaisch!" sagte er resignirt, als er den Laden des Friseurs verließ.

Julius Stettenheim.

### Die Königin von Castilien.

Novelle von Adolf Wilbrandt.

(Schluß.)

So kam ein Abend heran, an dem die Königin den bösen Geist in Beltran's Seele durch rauschende Festschlichkeiten zu bannen gesucht und den Garten vor ihrem Lustschloß durch phantastische Beleuchtung, buntes Maskengewühl und verstärkte Musik in ein nächtliches Märchen verwandelt hatte. Die Damen und Herren des Hofes und die vornehmere Bürgerschaft von Valladolid zogen in den duftenden Laubgängen umher oder lagerten unter Zeltdächern, die man auf den Rasenplätzen ausgespannt hatte. Der König, von dem ersten Anfall des Trübnißs genesen, in den ihn der Tod seines, wenn auch feindlichen Bruders versenkt hatte, gab sich willig an Juana's Arm der Feiheitsbein; zog mit seiner schönen Gemahlin von Gruppe zu Gruppe, mischte sich so leutselig unter das Volk, wie man ihn noch nie gesehen, und schien zuweilen mit einem verletzten Blick auf die Königin zu fragen, ob nicht jeder seiner Untertanen ihn beneiden müsse. Unterdessen ging Beltran hinter dem königlichen Paare her, von den Bürgern mit ganz besonderer, seltener Ehrfurcht begrüßt, nur daß es ihnen auf sie, wie sehr eine finstere Bläße sich seines sonst so blühenden Gesichts bemächtigt hatte. Die breite Narbe zwischen seinen Augen, die am Schlachttag von Olmedo, wie das Volk sich erzählte, sich so furchtbar geröthet, war heute bleich wie gewöhnlich, aber von einer düsteren, jugendlosen Falte durchschnitten, die sich seit jenem Tag einzugraben begann. So zog er neben einer von Juana's Damen unter den Vorbeerbühren hin, den Duft unterthäniger Huldigungen gedankenlos einathmend, als der Narr Zeronimo, sein und Juana's Vertrauter, ihn am seidenen Aermel zupfte und mit einer bittenden Geberde bei Seite zog. Beltran folgte ihm; Zeronimo flüsterte hastig, es schein eine Verjährung gegen sein Leben im Werke zu sein. Er habe zufällig einige der im Park umherwandernden Masken behorcht und entdeckt, daß sich verdächtige Fremde eingeschlichen hätten, und daß der Wulfsfreund des verstorbenen Infanten, Don Pedro de Zuniga, auch darunter sei, der dem Don Beltran um jeden Preis den Tod geschworen. "Es ist gut!" erwiderte Beltran ruhig, während die Narbe unter seiner Stirn sich röthete, winkte dem nachschamenden Zeronimo, verschwiegen zu sein, und entfernte sich nach dem Schlosse zu. Hier eilte er, die Hauptleute der königlichen Leibwache anzuweisen, was zu thun sei, und verstärkte Posten an den Ausgängen des Parks aufzustellen, und kehrte dann in gewechseltem Anzug und eine Maske vor dem Gesicht in den Garten zurück.

Die Menge des Volks hatte sich inzwischen schon verlaufen, die erleuchteten Gänge wurden leer, hie und da erfolgten die bunten Lampen. Auch der König wandelte mit Juana dem Schlosse zu, sie in ihre Zimmer zu geleiten. Zeronimo, der treue, wahnsinnige Narr, stand auf der Terrasse und erwartete sie, und als seine Herrin die Stufen langsam hinaufstieg, nahm er eine der Fackeln von den Pfeilern, um ihr über die Schwelle zu leuchten. In diesem Augenblick betrachtete ihn der König und wunderte sich über sein trübseitiges, sorgenvolles, falliges Gesicht. "Was ist Dir, Zeronimo?" fragte er voll Güte. "Du siehst aus wie die böse Zeit. Warum verfallst Du seit einiger Zeit so ganz? Findet Ihr nicht auch, Juana," setzte er zu der Königin gewandt hinzu, "daß unser Narr es ganz verlernt hat, kurzweilig zu sein?" — Juana zuckte die Achseln und schwieg. Sie hatte es längst entdeckt, daß ihre Heimlichkeiten und seine Mitwisserschaft Zeronimo's Herz bedrückten. "Erwache, Trübler!" sagte sie mit einem verstoßlenen, etwas bösen Blick und wandte sich zur Thür. Zeronimo ging voran, aber in seiner trübseitigen Verwirrung fing er an zu straucheln und ließ mit einem Seufzer die Fackel zu Boden fallen. "Bist Du trunken, Zeronimo?" fragte die Königin. Der Narr zitterte und sah mit einem Blick auf sie hin, in dem sich seine ganze heimliche Bekümmerniß um ihr Heil verrieth. "Dienst Du mir so schlecht?" fuhr sie, durch diesen Blick gereizt, mit Betonung fort und ging an ihm vorbei, um auf die Schwelle zu treten. "Ihr seid hart mit ihm, Juana!" sagte der König gutmüthig, indem er Zeronimo die Fackel mit einem neuen Seufzer vom Boden aufheben sah. "Er wird müde sein. Schlaf liegt ihm auf den Augen. Gib mir Dein Amt, Zeronimo; geh schlafen; ich leuchte der Königin!" — Damit nahm er ihm die Fackel aus der Hand und ging Juana voran und setzte mit einem verliebt lächelnden Blick hinzu: "Laßt Könige Narren sein, wenn sie einer solchen Herrin dienen!" — Juana, ihre böse Stimmung unterdrückend, erwiderte seinen Blick mit aller Holseligkeit. Dann ließ sie Zeronimo stehen und folgte ihrem königlichen Diener über die Schwelle.

Der Narr stand noch und sah ihn in schweigender Betrübniß nach, in die Veränderung versunken, die mit seiner Gebieterin vorgegangen, — als sich der Terrasse Schritte näherten, und einige eifrig flüsternde Masken erschienen. Er glaubte eben dieselben zu erkennen, die er vorhin belauscht hatte. Sie sahen sich nach allen Seiten um, blickten auf die erleuchteten Fenster des Schlosses, auf Zeronimo, und in seiner Unruhe dachte dieser nach, ob er nicht mit lauter Stimme Leute herbeirufen sollte. Indessen plötzliche tauchte hinter den Masken Don Beltran's Gestalt, in einen Mantel gehüllt, aus dem Dunkel der Gebüsche auf. Rechts und links erschienen andere dunkle, eingenummte Gestalten. Waffen blitzten auf, ein Pfiff ertönte, und nun trat Beltran auf die Masken zu und forderte sie gebieterisch auf, sich zu enthüllen. Ohne ein Wort zu erwiedern, sprang ihm die eine von ihnen sofort entgegen und

zog ein bisher verborgenes kurzes Schwert, es ihm in die Brust zu stoßen. Beltran aber riß einen nackten Degen unter dem Mantel hervor, und indem er seinem Gegner das Schwert aus der Hand schlug, drang er auf ihn ein, zerrte ihm die Maske vom Gesicht und stürzte ihn mit einem heftigen Ruck auf die Knie nieder. "Don Pedro de Zuniga!" rief er aus, den Blick auf das grell beleuchtete Gesicht zu seinen Füßen gerichtet: denn Zeronimo hatte eine der Fackeln vom Pfeiler gerissen und leuchtete damit von der Terrasse auf die Gruppe herab. Zugleich waren die vernummten Wachen von verschiedenen Seiten hervorgestürzt und hatten die anderen Masken entwaffnet und ergriffen. Von dem Lärm dieser kurzen Scene aufgeschreckt, eilten die letzten Gäste aus den Baumgängen, die Diener und Dienerinnen aus dem Schloß hervor, und der König und die Königin erschienen auf der Terrasse.

"Was ist geschehen?" fragte der König. Don Pedro, ein Mann mit langem, spanischem, dunkeläugigem Antlitz, richtete sich zu Beltran's Füßen ein wenig auf, und einen finstern Blick auf den Fürsten werfend, der oben zwischen den belaubten Pfeilern stand, sagte er mit lauter Stimme: "Ihr kennt mich, Don Enrique! Ich bin Pedro de Zuniga, Euer Feind, und durch die Bosheit des Teufels in die Hand Eures getreuen Reichsverwalters gefallen, aus der ich nicht lebendig mehr entkommen werde. Ich hoffte, ihn aus der Welt zu schaffen, um meinen Herrn, den Infanten, den er zu Grunde gerichtet hat, an ihm zu rächen und Euch, König Enrique, von diesem Rost zu befreien, der Eure Krone und Eure Ehre zerfrisst. O König! Ich liege und rede hier wie ein Sterbender, denn ich denke mich nie mehr auf die Füße zu stellen; — laßt mich Euch sagen, daß Ihr blinder, als Blindgeborene seid. Hättet Ihr Augen — nur eins, ein halbes, die Hälfte eines halben — so müßt Ihr sehen, was ganz Castilien sieht. Blickt diesen Euren schönen Verräther und Diebling an, wie er gleich einem Grabstuch dasteht, — wie ihm die Hand am Degen zittert, um ihn mir durch die verhasste Zunge zu bohren! Laßt Euer Schwert in Ruhe, Don Beltran: ich gedenke von der Hand eines Edelmanns zu sterben, da mein Leben verfallen ist, — und mag es verfallen sein, da ich wenigstens die Wollust geschmeckt habe, Euch die Wahrheit in Euer glattes Verräther-Antlitz zu schleudern."

Bei diesen Worten hatte er einen Dolch unter seinem kurzen Mantel hervorgezogen und stieß ihn sich mit grimmiger Entschlossenheit in die Brust. Die Wachen eilten herbei und wollten sich über ihn stürzen, um ihm die Waffe aus der Hand zu reißen; doch bei dem Anblick Beltran's, der wie eine Bildsäule neben dem Sterbenden stand und auf ihn niederstarrte, blieben auch sie stehen, und Don Pedro's Leben floß in einem rothen Strom, mit einem letzten Athemzuge, ungestört aus der Brust. Die Königin, völlig außer Fassung gezeit, hatte die Augen geschlossen und sich gegen einen Pfeiler gelehnt. Unterdessen schien der König, der die plötzlich eingetretene, allgemeine Stille mit keinem Wort unterbrach, wie ein Abwehrender vor sich hin zu sinnen. Er stierte auf den Boden und in die Luft, als wär' er mit sich allein; richtete sich endlich auf und gab ein Zeichen, die beiden Gefangenen, den Todten und den Lebenden, zu entfernen. Dann winkte er der Menge, sich gleichfalls zurückzuziehen, forderte die Königin mit einem hingemurmelt Worte auf, in ihre Zimmer zu gehen, und als er sich nun auf dem verbotenen Platz mit Don Beltran allein sah, rief er ihr durch eine Geberde schweigend zu sich heran.

Beltran trat auf ihn zu, mit einem Gefühl, das sich nicht schildern läßt. Der König, ohne ihn anzusehen, nahm ihn bei der Hand und führte ihn, immer noch wortlos, durch die Gänge hin, die seine Wohnung von der der Königin trennten. Ganz am Ende öffnete er die Thür und trat durch den matt erleuchteten Vorraum in seine Kapelle ein. Beltran folgte ihm. Eine ewige Lampe brannte mit rothem Licht von der Decke herab; bleicher, gefärbter Mondschein fiel durch die bunten Scheiben des Fensters auf den Boden. Ueber dem Altar leuchtete das Gold, das die dunkle Gestalt des Heiligen umglänzte. Der König trat zu dem Altar hinan, mit etwas gebeugter Gestalt und unsicheren Schritten, und ergriff die vor ihm stehende Monstranz. "Beltran!" sagte er nach kurzem Schweigen. "Ihr wißt, ich habe Euch lieb gehabt von Jugend an. Euch und der Königin hab' ich mehr vertraut, als je einem andern Menschen. Ich glaube, daß Ihr keinen Meineid schwören könnt. Schwört mir hier bei dem Allerheiligsten und vor Gottes Antlitz, daß Ihr die Ehre meines Hauses gewahrt habt."

Beltran starrte den König sängungslos an. Die furchtbare Forderung, der geweihte Raum, die feierliche, geisterhafte Beleuchtung und die auf ihm ruhenden melancholischen Augen erschütterten ihn bis ins Herz. "Mein Herr und König!" stammelte er endlich, die Stille der Nacht mit klangloser Stimme unterbrechend. "Was begehrt Ihr von mir? Weil ein Mensch ohne Glauben und Treue, der Euch und mich zu verderben dachte, Euch eine unerhörte Beleidigung ins Gesicht geschleudert, verlangt Ihr von mir einen Eid, der eine neue Beleidigung für die Königin ist? Ist die Königin Juana auf einmal so tief in Eurer Meinung gesunken, daß Ihr einen Reinigungsseid hinter ihrem Rücken —"

"Schwört mir!" unterbrach ihn der König mit dumpfem Ton. "Don Pedro de Zuniga ist todt; Du kennst ihn nicht ins Angesicht widerlegen. Widerlege ihn vor Gottes Antlitz! Beltran, Beltran, ich habe ihn sterben sehen; ich habe ihn Dich mit sterbendem Mund verklagen hören; und bei Gottes Thron, wenn Du nicht schwört, so glaube ich, daß er die Wahrheit sprach, und verfluche Dich und zerreiße jedes Band, das mich mit Juana verbindet."

Er hielt die Monstranz in der erhobenen Hand, und mit Augen, in denen jede Weichheit von plötzlicher Gluth verzehrt war, wiederholte er: "Schwört! Schwört! Oder ich verfluche Dich und kenne keine Königin von Castilien mehr!" — Sein Anblick erschreckte Beltran; es war, als sei ein Dämon in ihn gefahren. Er schüttelte die Monstranz vor Beltran's Gesicht und rief mit halberstimmter Stimme: "Bei der geweihten Hostie, die hier drinnen liegt, schwört mir's, daß er als ein Lügner zur Hölle gefahren ist, daß ihr mich nicht verrathen habt! Beltran! Beltran!" — Der Jüngling stand in schrecklicher Erschütterung da. Die Zunge lag wie gelähmt im Munde, kalter Schweiß an den Schläfen. Ihm schaukelte vor dem Meideid, und Juana's Schmach und Schicksal, wenn er sich weigerte, stand ihm vor Augen. "Ihr raßt!" rief er endlich aus. "Ihr seid außer Euch! Warum verlangt Ihr den Schwur?" — "Schwört! Schwört!" wiederholte der König und drückte ihm das Heiligthum gegen die Brust. "Ich schwöre," erwiderte Beltran mit gebrochener Stimme, indem es ihm wie ein Nichtschwert über den Nacken ging. "Bei Christi Leib!" setzte der König hinzu. "Bei Christi Leib," wiederholte Beltran wie ein dumpfes Echo. "Daß Du Dich nie an mir verjündigt hast!" —

"Daß ich mich nie an Euch verjündigt habe," wiederholte Beltran mit festem, kaltem Ton; er hatte das Grauen von sich abgeschüttelt und starrte in die Nacht wie in das Nichts hinein.

Der König stellte die Monstranz auf den Altar zurück, reichte Beltran die Hand und schritt die Stufen herab. Seine Kräfte verließen ihn, er setzte sich auf einen der Betschemel nieder. Er saß er eine Weile mit geschlossenen Augen und zitternden Wimpern da. "Mein König!" stammelte Beltran und suchte ihn unwillkürlich aufzurichten. Der todtblasse Enrique schlug die Augen auf, starrte den Jüngling an und wehrte ihn sanft von sich ab. "Laß mich!" sagte er. "Geh! Es ist gut; Alles ist wieder gut." Dann erhob er sich und winkte ihm freundlich, ihn zu verlassen. Beltran, von dem ganzen Gefühl seiner Vernichtung gepackt, stand einen Augenblick unentschlossen da. Endlich raffte er sich auf, murrte ein dumpfes "Gute Nacht" und ging hinaus.

Die Decke, die Wände schienen draußen auf ihn herabzusinken. Auf dem Gang brannte noch ein Licht; er schwankte davon vorüber und durch die röthliche Dämmnung einem geheimen Seitengänge zu. Es trieb ihn in seinem verunkeltem Bewußtsein noch in dieser Nacht sein Schicksal zu vollenden und zum letzten Mal zu Juana zu gehen. Den finsternen, engen, gewundenen Gang entlang, auf dem er sich so oft zu unbefriedlichen Freuden geschlichen hatte, tappte er, wie es ihm vorkam, heute dem Tode zu. Alles um ihn her war still. Endlich stand er an der geheimen Thür, horchte, drückte auf die Feder und trat in das Schlafgemach der Königin ein.

Der tiefe Raum war noch erleuchtet, Juana saß in ihrem Kleider, bleich wie eine Blüte, dem Crucifix gegenüber. Sie hörte sein leises Kommen und sprang auf, und sah nun in sein ganz verkehrtes Antlitz. "Juana!" sagte er, da sie unwillkürlich nach dem Armsleuchter griff, um ihn noch heller zu sehen, — "Juana, Es ist vorbei. Starrt mich nicht so an. Blendet mich nicht. Ich komme zum letzten Mal; — Juana, es ist vorbei, ich muß Euch verlassen."

"Du sprichst irre!" sagte sie und ließ die Lippen halbgeöffnet stehen. "Du entliehst — mich verlassen? Sind wir verrathen, Beltran? Warum siehst Du aus wie der Tod?"

Beltran schüttelte den Kopf. "Verrathen! — Nein, nein; verlorren; ehelos und verloren! — Rühre mich mehr nicht an, Juana, ich habe den Rest meiner Ehre hingegeben, ich habe kein Leben mehr. Bei Allem, was heilig ist, hab' ich den Meineid geschworen — den nichtswürdigsten, unaussprechlichsten, unaussprechlichsten Meineid; hin ist die Ehre und Alles!" — Die Verzweiflung brach ihm aus den Augen. "Still! Sprach nicht so laut!" sagte Juana mit gedämpfter Stimme und nahm ihn bei der Hand. "Was ist geschehen? Du hast dem König geschworen —?" — Er antwortete nicht, sondern nickte vor sich hin. — "Ihm geschworen, daß Du Pedro — daß wir schuldlos sind?" — Beltran nickte von neuem. — "Weim Allerheiligsten, sagst Du? Am Altar? Auf die Hostie?" — Ein Schauer schüttelte Beltran, und er nickte nochmals. "Beltran! Beltran!" sagte sie schnell gefaßt, ihren eignen Schauder unterdrückend; "warum verzagst Du denn so? Warum verzweifelst Du an Dir und an mir? Sieh mich an; — warst Du denn vor diesem Schwur ein Heiliger? Fasse Dich, fasse Dich; was ist Dir geschehen? Wenn Du mir hier zu Füßen lagst und mir goldene Namen gabst, stand es da anders um Dich und mich? Und röstest Du da auch die Augen so wie jetzt, verfluchtest unsere Sünden und sagtest: 'Alles ist aus, ich muß Dich verlassen?'"

Sie umschlang ihn angitvoll mit ihrem weichen Arm; aber Beltran trat zurück, die Narbe zwischen seinen Augen glühte wie Feuer auf. "Unglückselige!" sagte er außer sich, "warum mußt Du mein ganzes Gland nennen? Ja, ich war ein Verworfener die ganze Zeit! Versuche mich, Juana — nimm dieses Schwert und stoß es mir in die Brust, ich will sterben und über mein Schicksal nicht murren. Doch so leben, wie wir gelebt — ewigen Meineid im Herzen — das ist Hölle, das entmannt mich wie Gift, — das hilft nur Flucht oder Tod. Beim Allmächtigen, ich ertrag' es nicht mehr, neben diesem gläubigen, vertrauten König dazustehen, ich ein Mäuber, ein Heuchler, ein Verräther; nur noch der Schatten eines Mannes, der Ehre los — — Ist das aus mir geworden? Ist das der Beltran, dem das Herz so hoch, so stolz, so königlich schlug; die langen Nächte von Heldenthaten träumend, die Ehre als seinen Gott in der Brust, jedes Lasterers lachend, frei, wie der Himmel!"

"Um Gott, Du tödest mich!" rief Juana aus. "Ringe nicht so die Hände, jag' mich nicht in Verzweiflung!"

Er sah sie an; — Juana! — murrte er, sein wildester Gedanke trat ihm auf die Lippen. "Juana, — was ward aus Dir? Ich kenne auch Dich nicht mehr, wenn Du den glücklichen, betrogenen König so heuchlerisch umschmeichelst; mich faßt ein Widerwille gegen Dich, jedes liebende Gefühl in meiner Brust wird zu Stein. Und dieser ganze süße Leib, Juana, verwehrt vor meiner Augen; mir graut, Dich zu berühren. Tödtet mich! tödtet mich! Mit meinen Worten, ich weiß es, geh' ich Dir den Tod; hier zu Deinen Füßen laß mich Elenden sterben!" — Er war vor ihm niedergebunden, mit einem letzten Blick der Liebe leckte er die Mar-morblasse um Vergebung an. "Laß mich sterben!" wiederholte er. "Du hast mir Himmel und Hölle mit gleichen Händen geschenkt; sei es drum; die Schuld war mein. Ich nahm sie Dir aus den Händen. Aus Deinen Augen sah mich die Sünde wie ein schuldlos Wiegenkind an, weiß wie das Sonnenlicht, das Gut und Böse nicht kennt. O meine unglückselige Königin! Es betrog uns, — betrog uns Beide. Mit wie goldenen Träumen, wie hohen Zielen begann es, um mit Schande, Meineid und Verzweiflung zu enden!"

"Erbarme Dich!" seufzte sie. "Warum mußt Du mir das Herz mit all' seinen Wunden wie am jüngsten Tag auseinander falten? Ich trage den Tod im Herzen. Dahin kam es! Das ist die Liebe und Treue!"

Beltran stand wieder auf und stierte vor sich hin, ohne sie zu hören. "Wär' ich fort!" murrte er; "so könnt' es noch leidlich enden!" — "Nein, nein!" rief sie aus, als sie ihn diese Worte murren hörte, — "Du darfst nicht fort! Laß mich nicht in furchterlicher Einsamkeit allein, sei nicht der erste der Teufel!" — Und da er noch immer vor sich niedersah, griff sie nach seiner Hand; "Sieh es nicht so verzweifeln an; ist denn Alles verloren? Strenge Buße wollen wir thun bei Tag und Nacht. Wenn die Menschen uns hassen, — durch Segnungen, durch Wohlthaten, Beltran, wollen wir ihren Haß erstickern. Sieh mich an. Ich war Deine Königin. Hier will ich liegen und Deine Knie wie die des Heilands umfassen. Du weißt, ich habe auf der Welt nur Dich; Alles gab ich Dir hin; ich habe Dich fest gemacht, und Du willst mir entfliehen? Bist Du erbarmungslos? So zieh erst Dein Schwert und stoß es mir in das Herz und laß den Abschied den Tod sein."

Sie hatte seine Knie unklammert, seine Hände ergriffen, und Beltran in tiefer Verwirrung, zog sie in seine Arme hinauf.

Zu diesem Augenblick öffnete sich die Thür ihm gegenüber, die zu Juana's anderen Gemächern führte; der König erschien, einen Armleuchter in der Hand und ein dunkles Hauskleid über sein Nachthemd geworfen.

„Jesus Maria!“ stammelte er und ließ vor Entsetzen den Leuchter zu Boden fallen. Die Königin sprang auf, mit einer unwillkürlichen Bewegung war der König zurückgewichen, ließ die Thür wieder ins Schloß fallen, man hörte ihn draußen an der Schwelle niederstürzen.

Beltran und Juana horchten eine Weile, zu Stein erstarrt. Endlich murmelte Beltran, den Blick zu Juana gehend: „Sahst Du ihn? — Nun geht's zu Ende!“ — Die Königin blickte mit verwilderten Augen nach der Thür und flüsterte: „Alle Heiligen — ich ließ sie offen! In dem Entsetzen über Dich vergaß ich —!“

„Fieh! — Bleib! — Alles ist Eins — keine Rettung!“ — Sie horchte wieder, Schritte von Dienerinnen näherten sich aus den Vorzimmern; nun sah sie Beltran's Arm, und mit einem hastigen „Flieh! ich beschwöre Dich!“ drängte sie ihn an die geheime Thür und drückte sie auf. „Flieh, in des Himmels Namen!“ — Beltran, von ihr hinausgedrängt, verschwand, die Thür schloß sich, und Juana sah sich wieder allein. Sie trat mitten ins Zimmer und lautete: „Helft dem König!“ rief eine Frauenstimme von draußen. Unterdessen schien sich der König selber aufzurichten und erwiderte mit schwachem Stöhnen: „Helft mir von hinnen!“

Dann folgte verworrenes Geräusch, das sich langsam entfernte. Zuletzt ward es todtstills. Juana stand noch immer mit vorgebeugtem, entgeistertem Gesicht, in furchtbarer Erwartung. „Nun geht's zu Ende!“ murmelte sie, Beltran's Worte wiederholend, vor sich hin. Sie sah ihr Verderben gekommen, keinen Ausweg mehr. Zum Letzten entschlossen, richtete sie ihre Gedanken auf den Tod, als ihren einzigen Retter. Sie riß sich aus dem banger Sorgen auf und trat an einen Schrein in der Wand, um eins der Gläschen, die dort in langer Reihe standen, zu ergreifen. Es war mit dunkler Flüssigkeit gefüllt, und neben Heilkräutern und duftenden Essenzen stand dieser tödtliche Saft bescheiden wie ihresgleichen da.

In früheren schwermüthigen Tagen, in einer düsternen Lauerne hatte sie ihn erstanden und für irgend eine schlimme Stunde aufbewahrt. Nun nahm sie ihn in die Hand und sah ihn mit plötzlich erwachendem Grauen an. In dem sie die Flasche öffnete, dachte sie an die Zukunft nach dem Sterben, an ihre verlorene Seligkeit hier und dort, und daß sie ohne Abschied von Beltran dahingehen sollte. Ihr ganzes Glend übermannte sie; das Gefäß wieder niedersenkend legte sie Haupt und Hände gegen die Wand und ließ sich von jäh hervordrehenden Thränen überströmen.

Ein nahe Geruch schreckte sie plötzlich auf. Nabella, ihre vertrauteste Dienerin, war leise hereingekommen und sah mit Verwunderung, daß die Königin noch in allen Kleidern stand. Sie selbst hatte sich nur einen Rock und einen Mantel hastig übergeworfen und trug ein Licht in der Hand. In dem sie in einiger Entfernung stehen blieb, bat sie um Verzeihung, daß sie so spät noch einzudringen wage. Der König sei vorhin in den Zimmern der Königin von einem Anfall seines alten Uebels heimgesucht worden: man habe ihn fallen hören, im Nebenzimmer gefunden, und nachdem er sich wie gewöhnlich erholt, ihn in sein Schlafgemach zurückgebracht. Juana starrte sie an, wie wenn sie sich bestäune. „Ihm ist wieder wohl,“ sagte Nabella hinzu; „auch hat seine königliche Hoheit nichts begehrt. Aber es würde dennoch gut sein, denk ich, wenn Ihr ihm ein wenig von dem Elisir zu trinken schicktet, das Ihr seiner Hoheit in solchen Fällen schon mehrmals gegeben habt, das seine Geister schneller beruhigen würde.“

Juana nickte, von einem plötzlichen, furchtbaren Gedanken ergriffen, und trat an den Schrein in der Wand. In ihrer Brust kreisten die dunkelsten Gefühle; der Widerwille gegen den Tod, das Grauen vor der Schande, die Leidenschaft, um jeden Preis an dem einzig geliebten Manne festzuhalten. Sie griff nach dem Heiltrank und stellte ihn neben das Gift. Wenn er entschlief, um nie mehr zu erwachen! dachte sie, den Blick auf die dunkle Flüssigkeit gehend. Zwanzig Tropfen davon in seine müde Brust — und ich bin frei! hin gerettet! — Sie sah nicht über die furchtbare That hinaus, nur auf die Erlösung von der gegenwärtigen Verwirrung. Von dem Dämon, der sie umflatterte, betäubt, schüttete sie die beiden Säfte zusammen, stürzte sie in ein Glas und hielt es der Dienerin hin. „Hier!“ sagte sie, über den Ton ihrer eigenen Stimme erschreckend. Die Dienerin nahm das Glas in die Hand, verneigte sich und ging. Juana sah sie gehen, wollte ihr nach, sie zurückrufen. Aber die gelähmte Zunge regte sich nicht, ein plötzliches Entsetzen vor sich selbst fesselte sie an den Boden an, und sie blieb mitten im Zimmer stehen.

Nabella's Schritte waren hinter der Thür verhallt; nun verließ die Unglückliche ihre Knie, und sie sank in die Knie. Ihre Hände, sich zu falten gewöhnt, falteten sich zu einem Gebet ohne Worte und ohne Sinn. Sie sah zu dem Crucifix hinauf, und ihr War, als verlasse in diesem Augenblick des Königs Geist mit einem letzten, langen Seufzer die Erde und fliege hinauf, um sie am Thron Gottes zu verklagen; und die Poissane der Verdammniß schmettere ihre Namen in alle Winde hinaus, und durch die Welt habe das Echo unwiderstehlich ewiger Verwünschung. Ihre Sinne verwirrten sich, sie schlug auf die Erde hin. Auf einmal klang es ihr wie Schritte ans Ohr, die langsam sich näherten. Sie schreckte vom Boden auf; in jäher Angst löschte sie die Kerzen und warf sich auf das Bett, als sei es ihre einzige Rettung, Schlaf zu heischen. Die Thür ging auf; in demselben Gewände, wie vorhin, wieder ein Licht in der Hand, trat der König herein.

Juana sah ihn, wandte sich ab und barg ihr Gesicht in den Händen. Der König trat mit leisen Schritten heran, den Ausdruck tiefer Traurigkeit in dem blassen Gesicht. Er setzte den Leuchter auf das Tischchen an ihrem Bett, betrachtete die scheinbar schlafende Gestalt, und ein Seufzer drängte sich aus seiner Brust heraus. „Sie schläft!“ murmelte er halblaut vor sich hin. „Schlafen in dieser Stunde! Schlafen, als wäre nichts geschehen, — als hätte sie mich nicht zum unglücklichsten aller Menschen gemacht!“ — Sie hörte ihn reden und lag in unaussprechlichen Gefühlen da. „Juana, Juana!“ hob er mit seiner seufzenden Stimme wieder an. „Du hast mich niemals geliebt; — warum mußtest Du mich so über alle Maßen betrügen? Warum gabst Du mir diese kurze Seligkeit, und dann den Tod?“

Hölle!“ rief er endlich aus; „Gift in Deinem Trank! — Noch hab' ich ihn nicht berührt — noch, noch leb' ich, Dir Deine Höllethaten zu vergelten! Um Dir zu verzeihen, kam ich her — —“ Und damit trat er wie ein Geist auf sie zu und ergriff ihren Arm, um sie aus dem Bett hervorzuheben. „Komm heraus! Dein Leben und das meine sollen zu Ende gehen; mit diesem Tuche, Du Teufel, erwürg' ich Dich; Du stirbst mit mir!“ — Er riß sie aus den Armen, die ganze Verfürgung seiner Sinne im Auge drückte er ihre Hand und rief ihr zu: „Knie' nieder; ich will dem Himmel dienen — als Dein Henker will ich sterben!“ — In diesem Augenblick riß Juana sich von ihm los. Seine Arme sanken erschlafft herab, und er fiel mit sich verdunkelndem Bewußtsein über ihr Lager hin.

Die Unglückliche ließ ihn liegen, ergriff, nur noch Eines Gedankens fähig, die halb geleerte Flasche mit dem Gift und wandte zur Thür hinaus. Es schien ihr nichts mehr wünschenswerth, als mit sich allein zu sterben. Sie trat in das nächste, von einer Ampel erleuchtete Gemach; Jeronimo stand drüben an der Schwelle, mit angstvollem Gesicht, und trug ihr, als er sie sah, ein zungengefaltetes Blatt entgegen. „D Königin!“ stammelte er. „Wenn ich Euch retten kann —!“ Sie nahm das Blatt in die Hand und sah hinein. Es war die Schrift Beltran's, der sie beschwor, sich mit seiner und des Narren Hilfe zu retten. „Retten!“ sagte sie und schüttelte den Kopf. „Es gibt keine Rettung mehr!“ — Sie blickte auf den dunklen Trank in ihrer Hand, blickte um sich her, und sah sich in demselben Gemach, in dem sie sich damals an Beltran dahingegen hatte. Der Schmel, auf dem er liebestammelnd vor ihr niederkniet, der goldene Käfig ihres Falken, vor dem sie den letzten Kampf mit ihrem Herzen gekämpft, der Ruhefessel, in dem sie an seinen Lippen ihm ewiges Glück verheißt, — Alles trat ihr vor die Augen und an das gebrochene Herz. „D mein Gott!“ seufzte sie auf, „und so sollt' es enden! So tief, so bis zum Wahnsinn hinab konnt' ich versinken!“ — Sie wandte sich von Jeronimo hinweg, und an der Thür ihres Schlafgemachs niedersinkend sagte sie mit jammervoller Stimme: „Vergib mir, Enrique! Mein Gemahl, vergib mir! Ich war von Sinnen, ich wußte nicht, was ich that! So wahr ich noch in dieser Stunde sterbe, ich war nicht so schlecht, wie das ist, was ich gethan! Vergib mir, vergib mir!“ — Es kam keine Antwort zurück; sie gedachte auch nicht, sie zu erwarten. Mit einem letzten Blick auf den getreuen Jeronimo, auf die Wände, die ihre Seligkeit gesehen, auf das Blatt in ihrer Hand, das ihr Beltran's letzten Gruß gebracht, richtete sie sich auf. Sie rief alle edlen Gefühle ihres Busens an, und den Trank an die Lippen sendend sank sie in den Ruhefessel neben dem Käfig hin, um da, wo sie sich verloren hatte, zu sterben.

Beltran war unterdessen in seine Gemächer im Schloß zurückgekehrt; von dem ungeahnten Ausgang betäubt, im Innern vollends verwirrt. Er schickte Jeronimo, der in seinem Vorzimmer wachte, an Juana ab, um ihr die Rettung, auf die er selber nicht mehr hoffte, wenigstens anzubieten, und trat in jenen Saal, aus dessen Fenstern er damals als königlicher Page Alvaro's letzte Stunde gesehen hatte. An eben demselben Fenster stehend blickte er auf den öden, vom Mondlicht beglänzten Platz hinab. Er rief wieder die Gefühle jenes Morgens in sich wach, und wie Alvaro's Geist traumhaft auf ihm geruht, ihn mit Ahnungen und Hoffnungen, wahr und falsch zugleich, dem Tode entgegen geißt hatte. Er sah sein junges Leben mit seiner Ehre rettungslos ausgelöscht, sah auch das Recht verloren, wie Alvaro zu sterben. Doch in einer plötzlichen Erhebung seiner Seele raffte er sich auf. Alvaro's Geist schien ihm noch einmal zu winken, ihm einen Ausgang, seiner würdig, zu zeigen. Mit der Fassung, die er an jenem Morgen an seinem Vorbilde gesehen, kniete er nieder, um sich mit einem letzten Gebet an seinen Schöpfer zu richten; schritt dann hinaus, den Gemächern des Königs zu. Das Schlaggemach Enrique's war verlassen; von einem alten Diener belehrt, von eigener Ahnung gezozen, suchte er Juana's Zimmer auf. Er trat in das Sterbezimmer seiner Königin ein; in ihrem Ruhefessel lag sie ausgestreckt, die Augen geschlossen, in dem weißen seidenen Festgewand und der Todesblässe wie ein Bild aus Marmor, das man zu ihrem Gedächtniß hingezaubert, anzuschauen. Der König saß neben ihr und starrte mit Augen voll Schwermuth über sie hin. Als er den erschütterten Jüngling herantreten sah, richtete er sich unwillig auf, als verführe es ihn, sich diese schmerzliche Stunde durch seine Gegenwart entweihen zu lassen. Beltran stand eine Weile schweigend still. Endlich beugte er sein Knie vor dem König und sagte mit gefasster Stimme: „Mein Herr und König! Ich kam, um dieses verlorene Leben Euch zu Füßen zu legen! Ich habe diese Todte da getödtet, an Eurer Ehre gekränkt und meine eigne verloren. Für alles dies verlang' ich von meinem königlichen Richter den Tod. Bei der Seligkeit, die Ihr nach dem Ende erwartet, — laßt mich zur Sühne für meine Thaten im Angesicht des Volkes sterben, auf öffentlichem Platz, durch des Henkers Schwert, und vergönnt mir, durch meine letzte Stunde zu zeigen, daß ich nicht ganz unwürdig war, wie ein Alvaro zu enden.“

Er harrete eine Weile auf Antwort; indeß der König schütteste nur finster den Kopf und starrte die Todte an. „Mein Herr und König!“ wiederholte Beltran im Ton des tiefsten Schmerzes. — „Geh,“ erwiderte Enrique endlich; „geh. Verlaß mein Land; ich habe nichts mit Deinem Sterben zu schaffen. Dich und sie hab' ich mehr, als mein Leben geliebt, und ihr habt mich betrogen. Geh! und verlaß mich und befreie mich von dem Anblick eines ehrlosen Verräthers.“

Beltran seufzte bei diesen vernichtenden Worten auf. Er antwortete nichts, zog seinen Dolch hervor, entlockte sich die Brust, und dem König den Dolch haltend bat er ihn durch einen großen Blick, ihm die Waffe ins Herz zu stoßen. Enrique wandte sich erschüttert ab. „Mein König!“ sagte Beltran, „hätte mir Gott, der meine Seele kennt, verstatet, an jenem Schlachttag von Olmedo für Euch zu sterben! So wäre meine Schuld in meinem Blute gesühnt, und dies Alles! — indem er Juana verzweiflungsvoll betrachtete — „wäre nicht geschehen. Nun kann ich nichts mehr, als mein Gericht von Euch fordern, und Euch mein Herzblut, das aus übergroßer Leidenschaft an Euch sündigte, zur Sühne dahingeben.“

Indem er dies sagte, hielt er dem König von neuem den Griff seines Dolches hin und zeigte ihm die Brust. Enrique sah ihn an. Plötzliche Thränen brachen ihm aus den Augen. „Beltran! Beltran!“ rief er aus. „Ich habe Dich wie einen Freund, wie einen Bruder geliebt. Du warst mir kein Diener mehr. Du bist König von Castilien gewesen neben mir. Sei Gott Dein Richter; ich habe nichts zu thun, als Dir zu vergeben, daß Du jung und schön warst, und daß diese Todte da Dich liebte, — wie ich. Geh und stich, und laß mich sie und meine Rache begraben.“

„Nicht doch, mein König!“ erwiderte Beltran und schüttelte

den Kopf. „Ihr seid mein Herr, aber kein Herr der Welt kann mir mein Leben zurückgeben. Es ist verpönt, um meine Ehre, wenn es sein kann, wieder einzulösen! Ich danke Euch, daß Ihr mir verzeihen wollt. Gott ist mein Zeuge, daß ich dieses verlorene Leben lieber zehn Mal dahingäbe, um Euch Euer Glück damit zurückzukaufen. Leb wohl! Da Ihr mir verweigert, mich zu richten, so muß ich mein eigener Richter sein. Leb wohl — und vergönnt mir, zu den Füßen der Königin zu sterben.“

Damit warf er seinen letzten Blick auf die Todte, nahm sein Barett vom Haupt, wie wenn er sich seinem ewigen Richter gegenüber säße, und wieder niederknietend legte er den Dolch an seine Brust und stieß ihn hinein. Der König sprang auf ihn zu, um ihn zurückzuhalten; doch es war schon geschehen. Mit zufriedener Miene sank Beltran neben Juana nieder, ergriff noch ihre niederhängende Hand und küßte sie. Dann legte er die Stirn gegen ihren Sessel und athmete sein zerflatterndes Leben aus.

So lagen die beiden Entseelten nebeneinander. Der König saß in ihren Anblick verjungen da, von so vielfachen Schmerzen überwältigt. Den Rest der Nacht verbrachte er in Gebeten an Juana's Seite. Am Morgen, beim Trauergeklage aller Gloden, erfuhr Valladolid, daß die Königin an einem Schlaganfall plötzlich verschieden sei. Noch an demselben Morgen verließ der König ohne Begleitung die Stadt, um sich in die Einsamkeit eines Schlosses im Gebirge zu flüchten.

Don Beltran fand man in der Frühe in seinem eigenen Gemach, von verschwiegenen Dienern in der Stille auf sein Lager gebettet. Er lag nicht wie ein Todter, nur wie ein Schlafender da; die blauen Augen geschlossen, die Morgenröthe auf seinen röthlichen Woden.

Ende.

### Entführung.

Gemälde von E. Bosch.

Der Maler dieses Bildes ist auch zu gleicher Zeit der Zeichner seines Holzschnittes. Hat eine jede von unsern schönen, liebenswürdigen und mit der ganzen Fülle des heutigen Wissens ausgestatteten Leserinnen, trotz der tausende von Holzschnitten, welche ihnen der Bazar in einem Jahrgang zeigt, eine ganz genaue und klare Anschauung davon, was das eigentlich besagen will? Vielleicht ist die Frage schon Majestätsbeleidigung; beruht sie doch auf einem Zweifel. Vielleicht ist aber dieser doch nicht ganz grundlos. Ich kenne Männer, selbst von sehr erleuchtetem Geist und imposantem Wissen, welchen es sehr schwer werden würde, Radirung, Stein- gravirung, Holzschnitt, lithographische Federzeichnung streng auseinander zu halten und von jeder dieser und anderer Herstellungsarten eines vervielfältigten, in Zeichnungsform wiedergegebenen Bildes sich und Anderen eine klare Vorstellung zu machen. Aber freilich, in allen solchen Dingen sind die kunstreichsten Damen von heute meist besser zu Haufe, als die wissenschaftlichen und gelehrten Männer. Es wäre mithin möglicherweise ein überflüssiges Thun, Ihnen schildern zu wollen, wie der zeichnende Künstler sein oder eines Andern Original mit dem harten Bleistift auf der geglätteten, aus dem Hirnholz des Buchsbaumstammes geschnittenen oder zusammengesetzten, mit Zinkweiß und Gummiwasser grundirten, d. h. gleichmäßig überzogenen Platte copirt; wie der Xylograph dann mit seinem Messer und Stichel die nicht bezichneten Zwischenräume zwischen den Strichen in sorglich mühsamen, das feinste Auge, die sicherste subtilste Hand und tüchtigste Verständnis des Zeichners erfordernden Arbeit heraus gräbt und sticht, damit des Künstlers sämmtliche Striche ein relief, wie die Lettern des Buchdrucksdasses daliegen und wie dieser und mit ihm in der gleichen Presse abgezogen werden können. Unsere Leserinnen wissen das, wissen mithin die Schwierigkeiten des Holzschnitts — und umsonst die fast durchgängige Schönheit und Vorzüglichkeit, welche die (nicht nur Leserinnen, sondern auch) Holzschnitte des Bazar auszeichnet, zu schätzen. Ich habe nur ihre Verzeihung nachzusuchen, wegen dieses lehrhaften Eingangs des Textes zu einer gemalten Novellenscene, welche vielmehr zur Erläuterung — einer geschriebenen bedürfte. Diese genau im Sinne des Malers zu erzählen, möchte ich mich nicht anheißig machen. Er überläßt der Phantasie seiner Beschauer die ganze Vor- und Nachgeschichte, und jeder wird sich die nach seinem eigenen Sinn zurechtlegen und ausprägen.

Es war eine eiserne, eine furchtbare Zeit, die der französischen Revolutions- und Consulatskriege, in welche das Costüm des letzten Entführers hier uns zurückweist. „Die Welt war aus den Fugen“; aber keiner fühlte ein besonderes Bedürfnis oder eine Verpflichtung, sie so bald wieder „einzurenken“. Um noch gründlicher zu zerstören, den „alten Plunder“ in Stücke zu schlagen, daß Nichts, als eine Ruinenstätte zurückbliebe, aus welcher dann das „neue Leben sprießen“ mochte, so gut es eben Kraft und Fähigkeit dazu besäße, — das schienen jene Paladine der Freiheit, besonders die der eroberten Revolution als ihre wesentlichste Aufgabe zu erkennen. Freilich in diesen letzten Jahren des alten und den ersten des neuen Jahrhunderts erschien ihnen als eine noch wichtigerere, noch wichtigere, als die erste, die, nach dem Beispiel ihres vergötterten Führers Bonaparte zu nehmen und in die unergründlichen Tiefen zu stecken, was ihre Räuberhände nur zu ergreifen vermochten.

Man war in diesem Punkte damals so wenig „sentimental“, als in den Zeiten des dreißigjährigen Krieges und sicher ebenso wenig auch in Bezug auf eine andere Art von Raubkrieg, welchen die glänzenden jeunes héros de la république nebenher auf ihre eigene Hand meisterlich zu führen verstanden. „Er fragt nicht lange, er zeigt kein Gold, im Sturm erringt er den Minnesold“ — so singen Schiller's Wallensteiner in ihrem Reiterliede. Und noch leichter ist es den französischen Helden anderthalb Jahrhunderte später geworden, oder oft genug auch gemacht worden, um diese unter allen zu erwerbenden doch immer beste und wünschenswertheste Beute zu erwerben.

Spielte die Novelle, aus welcher der Maler uns nur eine, freilich eine Hauptszene zeigt, in der französischen Heimath dieses Romeo in Dreimaster, Uniformfrack und Stulpenstiefeln, oder gar auf deutscher Erde, welche der ehernen Tritt des Eroberers und der Suffschlag seiner Reiterhaaren schon gestempelt, das Blut der Bewohner und Bertheidiger bereits getränkt hatte? Hat die Giulotina, welche die Häupter ihrer hochgeborenen Verwandten fällte, oder das Geschütz, welches ihre Brüder auf dem Schlachtfelde von Jena oder Austerlitz dahinfrecht, den Abgrund gewühlt, der diese Julia von dem Plebejer und von dem Officier Bonaparte's, wie jene Weiden dort die Leiche Tybalt's, für ewig trennen sollte? Das Bild ist schweigend wie die mondbelegte Zaubertracht, in welcher nur das Rauchen des Seidenkleides, das leise Klirren des

Säbels und das Schnaufen der harrenden Pferde den Argwöhnischen da drinnen im Schloß den Raub verrathen könnte, den der Feind an ihnen verbirbt.

Die Nacht und der Schleier, welcher dieser Schönen angst-erfülltes und doch in der seligen Nähe des Geliebten bei seinem Händedruck, bei der Berührung seiner Schulter in Wonnesgefühl erhebend aufleuchtendes Gesicht verhüllt, hindern uns freilich, ihre näheren Familienbeziehungen auch nur errathen zu wollen.

Aber die unbekante Zukunft, der sie an dieses Führers Seite entgegenseilt, scheint uns nicht gerade verborgen. Ein kurzer Raufsch des Glückes — und ein schnelles Ende mit Schreden, oder eine lange öde Zeit der Qual, der Reue oder vergeblichen Sehns nach dem unwiederbringlich Verlorenen, — anders als so wagen wir sie nicht zu denken. Denn auch der hier, dem ihre zarte Gestalt sich so vertrauens- und liebebedürftig in die starken Arme schmiegt, hat, auf Erden kein bleibendes Quartier, kann treue Lieb nicht bewahren. Das rasche Schicksal, es reißt ihn fort — zu neuen Kämpfen, neuen Siegen und endlich wohl auch zum sicheren Verderben.

Vielleicht liegt dann auch er mit jenen Hunderttausenden, welche der Wahnsinn der Herrsch- und Ruhmsucht des Gewaltigen auf Rußlands eisigen Steppen bettete, unter dem Leichentuch des Winterschnees von 1812 begraben. Wie des Wagens Rad über die kleine Blume am Wegsaume, gehen die großen geschichtlichen Geschehnisse gleichgiltig über das kleine Glück und Leben des Einzelnen hinweg, das jedem derselben so wichtig und werth erschien; und von aller Seligkeit, welcher das junge Weib hier entgegenzueilen meint, von aller Wonne, die in dieser Minute schon ihr Herz schwellt, bleibt so wenig eine Spur, wie von allem Elennd des gequälten Herzens, womit es diese bezahlen muß.

Ludwig Pietzsch.

Die Mode.



mein Gehehrtester, ich finde Ihre Idee, unsere Modenberichte mit künstlerisch gezeichneten Initialen zu schmücken, sehr hübsch, zumal, wenn ich an den gegebenen Buchstaben meinen Text so leicht anzuhängen vermöge, wie in diesem Fall. Ein

D? Kann ein Novembermodenbericht besser, als mit einem D beginnen? z. B. „D, der Winter ist nicht so schlimm, als er gemacht wird. Er gestattet der Mode u. s. w.“ Oder: „Ohne Zweifel wird man in dieser Saison u. s. w.“

Doch ich habe das D bereits glücklich überwunden und darf nunmehr mit Litera A beginnen.

Das Costüm. Man trägt es nach wie vor in matten unbestimmten Farben, in allen gewöhnlichen und ungewöhnlichen Nuancen von Braun und Grau. Die lebhafteren Farben, Grün, Blau, Kastanienbraun, Pflaumenblau zc., werden zwar oft genug genannt, aber — auf der Promenade wenigstens — nur äußerst selten gesehen, sie bleiben zur Salon-TOilette, für Theater und Gesellschaft reservirt.

Vielfache Verwendung für das Promenaden-Costüm findet ein sehr schmiegsamer Wollstoff, Wigogne, in gelblichem Ton oder in grünlich Grau, häufig auch in der Zusammenstellung mit Sammet oder Seidenstoff von gleicher, aber dunkler schattirter Farbe.

Eine Garnitur, welche mit dem gelblichen unbestimmten Farbenton sehr gut harmonirt, besteht in Streifen von gelblich grauem Fuchspelz, an beiden Seiten mit Passerpoil von braunem Sammet begrenzt, ferner in einer neuen Art geknüpfter Seidenfranze von der Farbe des Stoffes; dieselbe ist mit kleinen Quasten von Pelzwerk untermischt, welche in Knoten von brauner Chenille befestigt sind.

Dit wird zu solchem Anzug Taille und unterer Rock (Züpon) von braunem Sammet gefertigt, letzterer entweder glatt oder mit zwei breiten, à la vieille arrangirten Puffen garnirt, welche durch einen Pelzstreifen getrennt sind. Das Ueberkleid ist dann meist vorn offen, mit tiefem, viereckigem Ausschnitt und mit langen offenen Ärmeln versehen oder auch ganz ohne solche. Ein Hut von braunem Sammet mit Straußenfeder vervollständigt ein solches Costüm; derselbe kann mit einer farbigen, z. B. blauen Bänderleiste und mit Bindebändern von der Farbe des Hutes geschmückt sein, letztere werden unter dem Chignon gekreuzt, dann nach vorn geführt und in eine Schleife geknüpft.

Ein anderes, nicht minder elegantes Costüm ist: Ueberkleid aus gelblichem Wigognestoff, Taille und Züpon von brauner Seide. Die sehr wirkungsvolle Garnitur des letzteren bilden vier à plissé gefaltete und dicht übereinander gesetzte Frisuren von abgestufter Breite, aus Wigognestoff und braunem Taffet derartig arrangirt, daß in jedem Volant stets drei Falten aus braunem Taffet mit fünf Falten abwechseln, von denen je eine aus Taffet, die andere aus Wigognestoff ist. Es ergeben sich hierdurch schmale und breitere senkrecht Streifen. Der Hut zu solchem Costüm würde von braunem und von gelblichem Seidenreps sein, mit gleichfarbiger Feder und gelblicher Rose mit braunen Blättern garnirt.

Einfachere nur aus Wollstoff hergestellte Costime werden mit wollener Guipüreprispe von der Farbe des Stoffes und mit Seidenfranze garnirt, welche der Spitze eingeknüpft ist. Auch Verschmörung von feiner seidener Mundschürze ist beliebt, sowie Passanterie mit glitzerndem Perlenbesatz.

Entschieden neu ist: am Promenaden-Costüm eine kurze Schleppe, allerdings nur etwa 20 Centimeter lang, und überdies zum Hochknöpfen eingerichtet, aber nichtdestoweniger eine Schleppe.

Ich komme zur Gesellschafts- und Balltoilette. Es gilt als Neuheit, — unsere Großmütter würden darüber lächeln, denn sie hatten es auch schon so, — die Taille mit Schwebbe und kleinem Schoß zu tragen, ohne Gürtel natürlich. Beliebt ist der sogenannte französische Rücken, welcher oben sehr breit, nach unten hin außerordentlich schmal, nur etwa 3 Centimeter breit und mit dem Schoß im Zusammenhang geschneitten ist. Der vordere Ausschnitt edig oder rund. Gesellschaftsrocken trägt man mit langer Schleppe, mit oder ohne Tuniqa; in letzterem Falle reich mit Puffen, Frisuren und Blendes aus Tüll oder Crêpe, mit Spitze und mit Schlingen und Enden von breitem Seidenband in abstechender Farbe, z. B. ein rosa Gazelleid mit lichtbraunem Taffetband garnirt. Den Blumen schmuck würden in letzterem Fall rosa Rosen mit herbstrauem Laub bilden.

Die Ballrocken von durchsichtigem Stoff dürfen nur mit kurzer Schleppe versehen sein. Man garnirt sie mit gezogenen geraden Volants, sechs bis neun an der Zahl, welche hinten breiter sind, als vorn, so daß sie, obwohl ringsum gerade angelegt, doch die Schleppe marfieren. Junge Mädchen tragen die Taille ohne Schwebbe, vorn und hinten in Falten gereiht und mit edigem Ausschnitt, à la sainte oder à la vierge. Der Gürtel — dies ist etwas durchaus Neues — ist vorn breit, nach hinten zu schmaler und gewöhnlich aus gefaltetem Taffet von der Farbe des Kleides oder der Garnitur; ihm schließt sich eine Schärpe vom Stoff des Kleides an.

Junge Damen (die Leserinnen werden meine Nuance verstehen), junge Damen tragen zu einer Robe von durchsichtigem Stoff eine Schwebben-Taille von Taffet in abstechender Farbe; häufig imitirt dieselbe nur eine Art Bretellen, und Vorder- und Rücktheil sind durch eingefetzte, aus Frisuren arrangirte Theile aus Tüll, Crêpe oder aus dem durchsichtigen Stoff des Kleides ergänzt.

Meine „Schwester in Mode“, Leontine, hat in einer der letzten Nummern des Hofstiefersanten der deutschen Kaiserin, des Herrn Hermann Müller, Erwähnung gethan. Auch ich kenne diesen Künstler! und lasse als effectvollsten Schluß die Beschreibung eines Ballanzugs folgen, welchen ich gestern in meinem Atelier (Berlin, hinter dem Siebhause 1) gesehen habe: Rock aus weißem Tarlatan, mit neun Volants von gleichem Stoff, deren jeder an unteren Rande rund ausgeschlagen und ca. 1 Centimeter weit davon entfernt mit zwei ganz schmalen weißen Atlasbändchen besetzt ist. Darüber ein ganz glatter, gleich langer Rock von Illusionstüll, am unteren Rande ungesäumt, nur ein Hauch, eine Illusion! Tuniqa von weißem Tarlatan mille fleurs, mit gestickten kleinen Feldblumen von verschiedenfarbiger Seide, vorn bis über die Hälfte des Rockes reichend, hinten kurz, in Falten gerast und daselbst durch eine Schärpe aus sehr breiten Schlingen und Enden von gleichem Stoff vervollständigt. Taille von weißem Tarlatan, mit Gürtel von weißer Seide; den tiefen edigen Ausschnitt ergänzt eine Puffe, deren untere Hälfte aus gesticktem, deren obere Hälfte aus weißem Tarlatan ist. Auf der linken Schulter, nach hinten fallend, mehrere Schlingen und drei bis vier lange Enden aus 2 Cent. breitem weißem Taffetband. Vorn ein Feldblumenstrauß, Diadem aus Feldblumen mit rankendem Zweig im Haar.

Indem ich diese reizende Toilette beschreibe — entschläupft mir ein Seufzer, und ich schließe mit einem Ach, nachdem ich mit einem D begonnen. Ja, die Initiative scheint mir fast eine ironische Anspielung auf mich zu enthalten. Denn die Traube erinnert mich an die bekannten „zu hoch hängenden“ Trauben, und das Kinderpärchen an die Jahre, die zwischen meinem ersten Ballkleid und heute liegen. Ach, Herr Hermann Müller, Sie sind ein Zauberer, aber für mich persönlich sind jetzt ganz andere Toiletten das A und O.

Veronika von G.

„Am schönsten, wenn du liebst.“

Im Bergwald ruht im Eichenhaine Der Nemi See, einst hieß er auch Diana's Spiegel, seine reine Tiefblaue Woge trübt kein Hauch; Und so den reinen Spiegel nennen Der Liebesgöttin möcht ich dich, Dein Bild wird stets die Gluth bekennen, Die nie aus deinem Herzen wich.

Die Liebe strahlt von deinen Wangen, Sie spricht, sie lacht aus dir, sie walt, Wenn du von fern nur kommst gegangen, Um deine liebliche Gestalt; Du bist erst schön in Glanz und Schimmer, Wenn du mit Kälte dich umgibst, In Gram und Kummer schön noch immer — Am schönsten freilich, wenn du liebst.

Ich hab' einst irgendwo gelesen, Es seien innigst sich verwandt Der Schönheit und der Liebe Wesen, Doch erst bei dir hab' ich's erkannt. Schön ist, wenn zürnend es erglüht, Dein Antlitz, schön, wenn du vergibst, Wie bist du schön in deiner Güte, Am schönsten freilich, wenn du liebst!

Heut da man Allerseelen feiert, Heut schmück' ich meiner Liebe Grab, Und immer tiefer sei verabschiedet, Was ich um dich erlitten hab' — Heut darf ich mein Gelübde brechen Und sagen, wie du werth mir bliebst Schön ist's, vertraut mit dir zu sprechen, Am schönsten freilich, wenn du liebst.

Hermann Dingg.

Sieben Wilhelminen.

Von George Hefekiel.

Ob wohl Einer von unseren braven Sechszigern, als sie in den ersten Novembertagen 1870 Stadt und Festung Verdun einnahmen, der sieben Wilhelminen gedacht hat, deren Trauerge-schichte sich an die Einnahme Verduns durch die Preußen am 1. September 1792 knüpft?

Schwankend, sagenhaft, geheimnißvoll ging eine Mähr um in den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts, daß an der Spitze einer Procession sieben junge Mädchen, nach Anderen waren es vierzehn, dem Könige Friedrich Wilhelm II. von Preußen bei seinem Einzuge in Verdun mit Blumen und Zuckerwerk huldigend entgegengezogen, gefahren seien. Die Mähr trat zuweilen auch sehr bestimmt auf, sie erzählte weiter, daß auf einem Ball zu Ehren dieses Königs die sieben oder vierzehn Mädchen mit dem preussischen Officieren getanzt, nach dem Valle aber ihren Tänzern in Liebe gehuldigt hätten. Bis ins Kleinste wurden die Scenen ausgemalt, und dadurch der republikanische Massenzorn mit patriotischem Schmerz verschwört gegen diese Mädchen aufgestachelt. Nach dem Namen des Preußenkönigs Wilhelm, Guillaume, nannte man diese Mädchen Wilhelminen, Guillemettes, und ließ sie endlich nach Paris schleppen, wo sie hingerichtet wurden.

Das die Sage, die Mähr, die freilich eine traurige Episode in jener furchtbaren Zeit bildete, aber doch bald in den Hinter-grund trat vor größeren und entscheidlicheren Ereignissen. Diese Geschichte trat in den Hintergrund, vergessen aber wurde sie niemals; das Blut der sieben Mädchen von Verdun, der sieben Wilhelminen, blieb ein Vorwurf, der immer und immer wieder gegen die furchtbaren Blut- und Gewaltmenschen der ersten Revolution erhoben wurde. Dabei wurde die Geschichte allerdings immer sagenhafter, wurden die Umrisse immer undeutlicher, so daß endlich die eine Partei sich in maßloser Uebertreibung der Scheuschlichkeit ergehen, die andere aber das ganze Ereigniß fast in Abrede stellen konnte.

Als nun in der zweiten französischen Revolution von 1848 General Cavaignac auf einige Zeit zur Gewalt gelangte und an der Spitze der Republik stand, führten seine Gegner plötzlich auch die sieben Wilhelminen, die armen Mädchen von Verdun, gegen ihn ins Feld, denn der Conventsdeputirte Godefroy Cavaignac, der Vater des Generals, sollte es gewesen sein, der die Mädchen angeklagt und an das Fallbeil, an die heilige Guillotine, geliefert hatte.

Die Angriffe auf den Vater des Generals, die aus der Presse selbst auf die Tribüne der Nationalversammlung stiegen, gaben einem ersten und fleißigen Geschichtsforscher, Herrn Mortimer-Ternaux, dem wir mannichfache Belehrungen und Aufklärungen über verschiedene Epochen der ersten Revolution danken, die nächste Veranlassung, auch der dunklen Geschichte der Mädchen von Verdun wissenschaftlich nachzuforschen.

Wir möchten nicht sagen, daß das Ergebniß dieser Nachforschungen ein besonders günstiges gewesen sei für die Terroristen, die Blutschuld ist allerdings geringer, der ganze Vorgang aber verliert an Großartigkeit, er sinkt ins Gemeine, Schändliche hinab, ohne an Bösartigkeit zu verlieren.

Doch die Leser mögen selbst urtheilen.

Am 20. August 1792 überschritten die Preußen die französische Grenze, am 22. August war Longwy gefallen, und am 31. August standen sie auf den Höhen, welche Verdun beherrschen.

Am diesem selben Tage zeigte Mannel, der Syndicus der Pariser Commune, officiell an, daß sich Verdun nicht zwei Tage halten könne; man mußte in Paris sehr gut, daß für die Herstellung der Werke gar nichts gesehen war, daß Außenwerke gar nicht vorhanden, daß man nicht ausreichende Artillerie hatte, um die Kanonen auf den Wällen zu bedienen, daß die Besatzung fast nur aus ungeübten Föderirten bestand, und daß endlich ein großer Theil der Bürgererschaft royalistisch gesinnt war.

In diesen Thatsachen liegt der Schlüssel des Trauerspiels, welches man die sieben Wilhelminen oder die Mädchen von Verdun betitelt hat. Diejenigen nämlich, welche es freventlich versäumt hatten, Verdun in wehrhaften Zustand zu versehen, fürchteten den Zorn des Volkes über die verlorene Weste, sie opferten die armen Mädchen hin, um sich selbst zu retten. Das wäre an sich eine trauervolle Geschichte gewesen, aber es ist eine Elendigkeit, eine Schändlichkeit daraus geworden, durch die Art, wie das Opfer gebracht wurde, durch die Verhöhnung der richterlichen Formen, die dabei so häufig wie selten zu Tage trat. Es steht nun fest, daß der stellvertretende Commandant von Verdun, Oberstlieutenant Beaupair, ein Edelmann aus der Sologne, der vierzig Dienstjahre zählte, die erste Aufforderung zur Uebergabe mit Hinweisung auf seinen dem König Ludwig geleisteten Eid ablehnte. König Ludwig XVI. aber war damals bereits ein Gefangener. Das darauf folgende Bombardement zeigte selbst dem blödesten Auge, daß der Platz nicht haltbar war, nun hat die Bürgerchaft durch eine Deputation um Schonung bei dem König in Person; Friedrich Wilhelm bewilligte dieselbe sofort in seiner großmüthigen Weise und gestand auch der Besatzung freien Abzug mit Waffen und Bagage zu. Zur Annahme dieser Bedingungen wurde eine Bedenkzeit von 24 Stunden gewährt. Nach anderer Mittheilung enthielt eine zweite Aufforderung von Preußens Seite diese Bedingungen und die Stadt bat um diese Bedenkzeit; in der Sache ändert das nichts. Das Bombardement dauerte vom 31. August Abends 11 Uhr bis zum Nachmittag des 1. Septembers. Oberstlieutenant von Beaupair sah nicht nur ein, daß er den gänzlich verabsäumten Platz nicht halten könne, sondern er begriff, daß die Fortsetzung des Bombardements mit gänzlicher Vernichtung der Stadt enden müsse, wurde auch jedenfalls lebhaft von der Bürgerchaft zur Uebergabe gedrängt; verzweifelt gab er sich selbst den Tod, als der Verteidigungsausschuß in der folgenden Nacht die Uebergabe beschloss. Am Morgen des 2. September fand man den alten Soldaten erschossen, in voller Uniform, den Degen an der Seite, das Ludwigskreuz auf der Brust. Die Leiche nahm die ausmarschirende Garnison, die sich bei Saint Menchould mit Dumouriez' Avantgarde vereinigte, in einem Kugelwagen mit sich.

Gleich nach dem Ausmarsch der Garnison ließ der Herzog von Braunschweig Stadt und Citadelle durch einige Bataillons besetzen. Nun ist das geschehen, was den Schuldbehafteten offenbar die Idee zu ihrem Vubensstück gegen unschuldige Mädchen gebohen hat; es liefen nämlich eine Menge von neugierigen Leuten auf die Höhen vor der Stadt hinaus, um das dort stehende preussische Lager zu besehen, Leute von der Royalistenpartei mögen dabei



ENTFÜHRUNG.

Nach seinem Bilde gezeichnet von G. Bofsch.

auch dem Preußenkönige, der ja ihrem Könige zu Hilfe kam, ihre Sympathien kund gegeben, und einige royalistische Damen mit preußischen Officieren kokettirt haben, ja es läßt sich endlich ziemlich bestimmt eine royalistische Edelbabe aus der Umgegend von Verdun nachweisen, aus deren schöner Hand der ritterliche Preußenkönig am Nachmittag des 2. September einen Blumenstrauß entgegen genommen hat.

Diese Umstände reicheten aus, den Jacobinern Anlaß und Form zu jener Anklage zu geben, durch welche sie sich dem Zorn des Volkes wegen Vernachlässigung des Platzes Verdun zu entziehen und zugleich auch eine böse Raube an der, wie es scheint, vorwiegend royalistischen Stadt Verdun zu nehmen wußten.

Unverzüglich, noch am 2. September selbst, mußten sie aus Werk gegangen sein, das wissen wir von Goethe. Unser großer Dichter, welcher bekanntlich den Feldzug in der Champagne mitmachte, schreibt nämlich schon unter dem 3. September Folgendes: „Größere Heiterkeit verbreitete jedoch die Erzählung, wie der König in Verdun aufgenommen worden; vierzehn der schönsten, wohlgeordneten Frauenzimmer hatten Ihre Majestät mit angenehmen Reden, Blumen und Früchten bewillkommt. Seine Vertrauesten jedoch riethen ihm ab vom Genuß, Vergiftung befürchtend; aber der großmüthige Monarch verfehlte nicht, diese wünschenswerthen Gaben mit gleicher Wendung anzunehmen und sie zutraulich zu kosten. Diese reizenden Kinder schienen auch unseren jungen Officieren einigermassen eingelöst zu haben. Gewiß diejenigen, die das Glück gehabt dem Ball beizuwohnen, konnten nicht genug von Lieblichkeitswürdigkeit, Anmuth und gutem Betragen sprechen und rühmen.“

Hier haben wir offenbar eine der ersten Versionen der Mähr von den Mädchen von Verdun vor uns, und fast seltsam will uns bedünken, daß der große deutsche Dichter gerade unwissentlich der Träger jacobinischer Hinterlist wird. Man bemerke, daß er nichts aus eigener Anschauung berichtet, sondern nur von einer Heiterkeit erzählend, „Erzählung“ spricht. Wahrscheinlich hörte er die Erzählung „Mittags am Wirthstisch“, an welchem er am 3. September speiste. Er berichtet: „Mittags am Wirthstisch wurden wir mit guten Schöpfentseulen und Wein von Bar tractirt, den man, weil er nicht verschoren werden kann, im Lande selbst aufsuchen und genießen muß. Nun ist aber an solchen Tischen Sitte, daß man wohl Rüssel, nicht aber Messer und Gabel erhält, die man daher mitbringen muß. Von dieser Landessitte unterrichtet, hatten wir schon solche Bestände angeschafft, die man dort flach und zierlich gearbeitet zu kaufen findet. Müntere und resolute Mädchen warteten auf nach derselben Art und Weise, wie sie vor einigen Tagen noch ihrer Garnison aufgewartet hatten.“

Da in dieser Geschichte mehrfach auch von dem Zuckerwerk die Rede ist, durch welches Verdun damals berühmt war, so wollen wir gleich hierhersehen, was unser Dichter darüber meldet: „Wir besuchten aber sogleich die namentlich gerühmten Läden, wo der beste Liqueur aller Art zu haben war. Wir probirten ihn durch und verjorhten uns mit mancherlei Sorten. Unter anderen war einer Namens baume humain, welcher weniger süß, aber stärker, ganz besonders erquickte. Auch die Dragées, überzuckerte kleine Gewürzbohner, in sauberen cylindrischen Düten wurden nicht abgewiehn.“

Wir haben uns vielleicht zu lange bei Goethe aufgehalten, es lag uns aber daran, gerade an seinem Beispiel zu zeigen, wie leicht es ist, in solchen Zeiten der Aufregung und Bewirrung einer Fabel Eingang und selbst bei durchaus klaren Köpfen Glauben zu verschaffen, denn daß Goethe am 3. September 1792 in gutem Glauben niederschrieb, was er gehört, unterliegt keinem Zweifel. Konnte also am Tage nachher, oder am selben Tage noch, an Ort und Stelle ein Goethe der Fabel Glauben schenken, wie viel mehr mußte sie sich in der Ferne und später Ansehen verschaffen können! Daß es aber eine geschickt genug geschmiedete Fabel ist, mit der wir es zu thun haben, daß kann gar nicht mehr bestritten werden. Mortimer-Ternaux weist ganz unwiderprechlich nach, daß keine Deputation junger Mädchen dem Könige entgegenging, daß keine Anrede an ihn gehalten, keine Blumen, Früchte und Süßigkeiten ihm überreicht, daß wirklich kein Ball ihm oder seinen Officieren zu Ehren veranstaltet wurde.

Alle diese Behauptungen, so oft sie auch gedruckt, so oft sie verschiedenartig dargestellt worden, lassen sich durch nichts beweisen. Es steht vielmehr fest, und damit bricht schon der ganze Bau zusammen, daß König Friedrich Wilhelm Verdun mit keinem Fuß betreten hat. Nur der Kronprinz (nachmals König Friedrich Wilhelm III.) ist einige Male in der Stadt gewesen, aber auch er wurde niemals officiell empfangen. Selbst die Brüder des Königs von Frankreich, die Grafen von Provence und Artois (später Ludwig XVIII. und Carl X.), welche einige Tage nach der Uebergabe in die Stadt kamen, wurden nicht empfangen, wenn sie auch von den Royalisten enthusiastisch genug begrüßt wurden.

Von der ganzen Fabel bleibt nichts übrig, als der schon oben von uns mitgetheilte Umstand, daß sich unter den Neugierigen, die nach der Uebergabe Verduns hinausliefen, um das preußische Lager zu sehen, auch Royalisten befanden, die ihre politische Gesinnung kundgaben.

Bekanntlich nahm der Feldzug in der Champagne ein klägliches Ende, weil, wie Valentin sagt, der König sich nur den Willen, nicht aber die Einleitung und Ausführung vorbehalten hatte, vielleicht mehr noch, weil eine eben so ungeschickte als verdammenswerthe Politik hinter dem Rücken des wohlwollenden Königs spielte. Nach dem Rückzuge der Preußen begann das Trauerpiel.

Zu Verdun erschien sofort eine Commission, welche nach dem Wortlaut des Einsetzungsdecretes die Aufgabe hatte, „die Feinde der Revolution und der Republik zu suchen“. Diese Commission bestand aus Personen notorisch vom übelsten Ruf, welche nun Gelegenheit hatten, persönliche Feindschaft und politische Gegnerschaft mit dem Mantel eifriger Vaterlands- und Gerechtigkeitsliebe zu decken.

Zunächst wurden wirkliche und angebliche Royalisten massenweise verhaftet und eingekerkert, dann wurden die guten Bürger aufgefordert, dringend und wiederholt, Urheber, Helfer und Mitwissende an Staatsverbrechen anzugeben, endlich wurden Zeugen in Masse vorgeladen. Diese Zeugen wurden über drei Punkte vernommen. Zuerst über die Begrüßung des Königs von Preußen bei seinem Einzuge in Verdun. Nun hatte zwar eine solche Begrüßung gar nicht stattgefunden, weil der König eben nicht einbezogen war, amtlich aber wurden Einzug und Begrüßung als thatsächlich feststehend angenommen, weil eine Begrüßungsrede im Pariser Moniteur vom 5. October 1792 abgedruckt war. Der Verfasser dieser falschen Begrüßung hatte zur Anfertigung der-

selben einen vollen Monat gebraucht, dafür ist sie herzlich schlecht. Zweitens wurden die Zeugen vernommen über den Ball, welcher dem Könige und seinen Officieren gegeben worden sei. Ein solcher Ball hatte nicht stattgefunden, im Moniteur aber standen die unläutersten Einzelheiten. Endlich wurde gefragt nach der Deputation der vierzehn jungen Mädchen, welche den König empfangen habe. Eine solche Deputation hat es nie gegeben, der Moniteur aber nannte die Namen der Mitglieder und besetzte die Mädchen zuerst mit dem Namen Guillemettes, Wilhelmminen, um sie mit dem Namen des „Tyramen“ zu brandmarken.

Das Resultat der Untersuchung war nun trotz des Eifers der Mitglieder der Commission ein äußerst klägliches; kein Zeuge wußte etwas von dem Einzuge des Königs, keiner etwas von der Begrüßung, die im Moniteur stand; Niemand wußte etwas von dem liebrlichen Ballfest, über das man in Paris vor Wuth tobte; keiner wußte, wann und wo es abgehalten worden war; endlich hatte auch nicht ein Auge die Procession der weißgekleideten jungen Mädchen gesehen.

Die Untersuchung ergab, daß unter den Neugierigen, welche das preußische Lager besahen hatten, auch Damen gewesen waren, einige derselben hatten vielleicht auch weiße Kleider getragen. Endlich entdeckte man auch eine Dame, Frau Bonville-Catoire, an welche der König im Vorbeigehen einen freundlichen Gruß gerichtet hatte.

Eine andere Dame bekannte, daß sie ein Körbchen mit Zuckerwerk mit ins Lager genommen habe, mit der Absicht, es dem Könige oder irgend einem Officier anzubieten, aber auch das war nicht geschehen, weil es die alte Dame, eine Frau von Mongaut de la Lance, vergessen hatte. Am schwersten gravirt erschienen die Fräuleins Wattrie, elternlose junge Mädchen, die einem alten Freunde ihrer Familie, dem Mezer-Parlamentspräsidenten Herrn von Rodés, der mit den Preußen ganz mittellos aus der Verbannung zurückgekehrt war, eine Summe von 4000 Fres. geliehen hatten. Das war allerdings gesetzlich nicht erlaubt.

Sollte man es nun für möglich halten, daß auf dieses arme Resultat der Untersuchung hin der Volksrepräsentant Godefroy Cavaignac dem Sicherheitsauschuß doch einen Bericht (vom 7. Januar 1793) erstattete, in welchem darauf angezogen wurde, die Frauen, welche den König von Preußen begrüßt und ihm Geschenke dargebracht hätten, vor das Criminaltribunal der Meuse zu schicken. Mit einer Leidenschaftlichkeit, welche sich nur aus der jammervollen Verleertheit, die damals herrschte, erklären läßt, declamirte Cavaignac in jenem Bericht, wie folgt: „Bis jetzt haben die Frauen die Freiheit ungeachtet beleidigt. Die Einnahme von Longwy wurde durch einen Jean-dalßen Ball gefeiert, die Flammen von Lille beleuchteten Spiel und Tanz. Die Frauen waren es, welche die Emigration hervorriefen, die Frauen und die Priestere unterhalten den Fanatismus (kirchlicher Fanatismus, steht im Bericht, das ist tautologisch, denn Fanatismus, von fanum, d. i. Tempel, bezeichnet eben nur die Uebertreibung religiöser Begeisterung) in der ganzen Republik und rufen die Contrevolution hervor. Und doch, Bürger, ist von der Natur und der Sitte die Sorge für die Kindheit der Bürger den Müttern anvertraut, gerade in dem Alter, in welchem sich ihr Herz für Bürgertugend bilden soll. Wenn ihr den Jucivismus der Mütter unbefragt lasset, so werden sie diesen Geist ihren Kindern, sie werden ihnen Haß gegen die Freiheit und Liebe zur Selaberei einflößen. Das Gesetz muß also aufhören, die Frauen und Mütter zu schonen, es müssen Exempel der Strenge statuirt werden; die Frauen müssen erfahren, daß das Auge der Obrigkeit immer auf ihnen ruht, und daß das Schwert des Gesetzes sie trifft, wenn sie schuldig werden.“

Anträge, welche auf Bestrafung gingen, wurden damals auf jeden Fall angenommen, und durch Beschluß vom 9. Febr. 1793 wurden sämtliche Personen, welche im October 1792 zu Verdun verhaftet worden waren, vor den Criminalgerichtshof der Meuse, der zu St. Mihiel seinen Sitz hatte, verwiesen. Diese Unglücklichen wurden nun aus dem Kloster St. Maur in Verdun, wo sie bis dahin ziemlich leidlich gehalten worden waren, nach dem Annunciaterkloster in St. Mihiel gebracht, wo die Gefangenschaft härter wurde.

Es ist nun nicht klar, warum der Proceß vor dem Tribunal von St. Mihiel nicht geführt, ja, wie es scheint, nicht einmal begonnen wurde, wir erfahren nur, daß der Justizminister Gohier durch Decret vom 1. Nivose des Jahres II der Republik die Sache vor das Revolutionstribunal in Paris verwies. In Folge dieses Decretes wurden am 29. Ventose des Jahres II, d. h. am 19. März 1794, fünfunddreißig Personen, darunter die sieben Wilhelmminen, auf Karren unter starker Militärescorte nach Paris geschickt. Die Gefangenen, obwohl sie durch die Verweisung vor das Pariser Revolutionstribunal, welches fast niemals freisprach, über ihr Schicksal aufgeklärt waren, zeigten doch die Heiterkeit, welche so viele Opfer jener furchtbaren Zeit an den Tag gelegt haben, eine Heiterkeit, die eben beweist, daß das Entsetzliche der Lage den Tod vielfach zu einer Befreiung machte.

Die sieben Mädchen von Verdun bildeten die erste Classe der Angeklagten, die Namen der sieben Wilhelmminen waren: Susanne Henry, sechszwanzig Jahr alt, Gabriele Henry, fünfundsiebzig Jahr alt, Barbara Henry, siebzehn Jahr alt, sie waren die Töchter eines Präsidenten der Baker Verdun; Anna Wattrie, fünfundsiebzig Jahr alt, Henriette Wattrie, dreiundzwanzig Jahr alt, Helene Wattrie, zweiundzwanzig Jahr alt, sie waren die Töchter eines königlichen Obristleutnants; diese sechs waren Weifen von Vater und Mutter. Nur die siebente Wilhelmmine: Claire Tabouillot, siebzehn Jahr alt, Tochter des königlichen Procurators zu Verdun, hatte noch ihre Mutter, welche sie nicht verließ. Da hier das Alter nach den Angaben vor dem Pariser Revolutionstribunal gegeben ist, so waren Barbara Henry und Claire Tabouillot zu der Zeit, da das ihnen zur Last gelegte Verbrechen verübt worden sein sollte, noch Kinder gewesen.

Es gibt in Preußen eine Familie de Tabouillot, es wäre interessant, zu erfahren, ob sie einen Zusammenhang mit diesen Tabouillot's von Verdun hat.

Die zweite Classe der Angeklagten bestand aus folgenden Personen: Die Dame de la Lance de Mongaut, geborene Henry, siebzehn Jahr alt, Tante der drei Weifen Henry, die Mutter des Fräuleins von Tabouillot, sechszwanzig Jahr alt; Franziska Herbillon, Wittve des Forst- und Schenkensprocurators Masson zu Verdun, vierundfünfzig Jahr alt; Elisabeth Dauphin, Wittve des Grenadiercapitains Masson, sechszwanzig Jahr alt; Angelika Lagiroussière, Tochter des Landpredöts Herrn von Lagiroussière, achtundvierzig Jahr alt; Theresie Mervion, Frau des Schuhmachers Bestel, einundvierzig Jahr alt; Margarethe Crouette, Frau eines Uhrmachers, achtundvierzig Jahr alt.

Zur dritten Classe gehörten die Officiere und Geistlichen, die

Verdun verrathen haben sollten, obwohl Cavaignac selbst den Platz für unhaltbar erklärt hatte.

Es sind uns die Verhöre aufbehalten, welche die Angeklagten bei ihrer Ankunft in Paris zu bestehen hatten; sie sind eigentlich ohne Interesse, eins lautet wie das andere, wir geben hier nur das der Barbara Henry, um die Unbertheit der Fragen zu kennzeichnen.

Frage: „Haben Sie durch Ihre Intriguen die constituirte Autorität der Garnison von Verdun gezwungen, den Feinden Frankreichs einen festen Platz zu übergeben?“

Antwort: „Nein!“

Das damals fünfzehnjährige Kind sollte eine Garnison gezwungen haben!

Frage: „Haben Sie sich nach Einnahme der Stadt ins feindliche Lager begeben, um die Feinde über ihren Erfolg zu beglückwünschen und ihnen Zuckerwerk anzubieten?“

Antwort: „Ich war aus Neugierde im Lager; ob man Zuckerwerk mitgenommen, weiß ich nicht, gesehen habe ich nichts.“

Frage: „Haben Sie sich einen gerichtlichen Beistand gewählet?“

Antwort: „Nein!“

Uebrigens wurde einer der Vertheidiger der Königin Marie Antoinette, der beredete Advocat Chauveau-Lagarde, den jungen Mädchen von Gerichts wegen als Vertheidiger zugeordnet. Sehr gut, wenn nur die Vertheidigung nicht ebenso eine leere Formalität gewesen wäre, wie das Verhör. Die gerichtlichen Formen von damals dienten eben nur zu mehrerer Verhöhnung der Gerechtigkeit.

Am 5. Floreal erschienen die Wilhelmminen vor dem Revolutionstribunal, und ihre Erscheinung soll selbst auf das dort versammelte Publicum einen tiefen Eindruck gemacht haben. Man war dort verwöhnt, schöne Frauen und würdige Greise, Herzoginnen und Marschälle, Prinzessinnen, ja selbst eine Königin, man hatte dort eigentlich Alles gesehen und Alles beschimpft, verhöhnt, verurtheilt; heute aber erschien ein Schwarm junger Mädchen; Arm in Arm, an der Hand ihrer Verwandten, traten sie an die Schranke, sie lächelten sich lieblich zu, Jede mühte sich, die Schuld der Anderen, die keine war, auf sich zu ziehen; das war noch nicht dagewesen. Ein Augenzeuge sagt: „ihre sanften Stimmen klangen wie das Gezwickler kleiner Vögel in diesem Saal.“ Man hörte an diesem Tage Ausrufe der Theilnahme, des Mitleids, man sah nasse Augen vor dem Revolutionstribunal! Das Alles war noch nicht dagewesen.

Als aus dem Verhör hervorging, daß der angebliche Triumphwagen, welcher die angebliche Deputation ins preußische Lager geführt, ein Leiterwagen von dem Meierhofe der Frau von Mongaut gewesen, da schrieb der plumpe Schuft Fouquier-Tinville: „Da habt Ihr's, diese herumstrolchenden Weiber kennen selbst ihren Werth, sie setzen sich auf den Wittwagen, und ich jage, daß er nie so schwer mit Mist geladen war, als an dem Tage, an dem dieses Weibsvolk darauf zum Besuch bei den Tyrannen fuhr!“

Das Publicum züchte den öffentlichen Ankläger aus und mit Recht; denn ganz abgesehen von der plumphen Gemeinheit, hätte diese Beschuldigung nur die Schwestern Henry treffen können, von diesen aber war eine erwiesener Mafsen gar nicht im Lager gewesen, die beiden anderen aber, wie ebenso feststand, nicht an demselben Tage, an welchem die Schwestern Wattrie und Claire Tabouillot das Lager besuchd hatten.

Die wirklich begründete Anklage gegen die Schwestern Wattrie war, daß sie dem Präsidenten de Rodés, dem alten Freund ihrer Eltern, in seiner Noth großmüthig 4000 Francs geliehen hatten. Das Gesetz verbot, Emigranten Geld zu leihen. Die armen Mädchen hatten gegen sich nur ihr eigenes Geständniß, sie hätten es zurücknehmen können, aber sie scheuten die Unwahrheit. Dumas und Fouquier-Tinville quälten die Mädchen ganz unnütz, Jede wollte die Schuld allein tragen, Jede wollte die Schwester zu dem Darlehen überreden haben; sie hatten eben in einem gemeinsamen Gefühl der Großmuth das Gesetz verlegt. Ebenso nutzlos strengten sich die edeln Helden der Guillotine an, von der jungen Barbara Henry das Geständniß zu erpressen, daß sie von ihrer Tante und den Schwestern zu der Fahrt ins Lager überredet worden sei, statt der Antwort unamante Barbara zärtlich ihre Schwestern Dumas und Fouquier-Tinville mußten sich begnügen mit einer heuchlerischen Phrase in ihrem Bulletin, dieselbe lautet: „Unglücklicher Weise haben diese jungen Mädchen, sei es in einer unüberstandenen Hartnäckigkeit, sei es aus Anhänglichkeit an ihre Mutter und Mitangeklagten, nicht die wohlwollenden Absichten des Tribunals unterfüßt, welches sich bemühte, sie dem Schwert des Gesetzes zu entreißen.“

Die blutige Tragödie von damals tritt fast immer mit einem sentimentalten Jopf auf.

Die schriftliche Frage, welche den Geschworenen vorgelegt wurde, lautet: „Steht es fest, daß es Einverständnisse und Untriebe gab, welche dahin zielten, den Platz Verdun dem Feinde zu überliefern, den Fortschritt der feindlichen Waffen auf französischem Boden zu befördern, die Freiheit und die Nationalvertretung zu vernichten und den Despotismus wieder herzustellen? Ist dieser Einverständnis mitzuschuldig...?“

Nun folgen die Namen der 35 Angeklagten von Verdun; bei den Namen der Barbara Henry und der Claire Tabouillot ist die Unterfrage zugefügt: „Hat sie mit Uebereizung gehandelt?“

Das graue Blatt Papier ist noch vorhanden; auf der einen Seite stehen diese Fragen, auf der anderen Seite aber die Worte: „Die Antwort der Jury lautet bejahend auf alle Fragen, welche auf der anderen Seite stehen. Gez. Ducros, Gerichtsschreiber, Dumas, Präsident.“

Das Gericht sprach darauf 33 Todesurtheile, nur Claire Tabouillot und Barbara Henry behielten das Leben. Das Gericht verurtheilte sie zu einer sechsständigen Ausstellung auf dem Schaffot, mit einer Schrift über dem Kopfe, welche sie für „insam“ erklärte, und darnach zu zwanzig Jahren Gefängniß.

Als dieses Urtheil verkündet wurde, klatschten ein Paar Narren oder bezahlte Schurken der republikanischen Gerechtigkeit Beifall, und, von einer Bewegung hingerissen, von der sie sich schwerlich sofort Rechenenschaft zu geben vermocht hätten, erhoben die drei Fräulein Wattrie ihre weißen Hände und klatschten Beifall einem Urtheil, welches sie vom Leben, aber nicht von einander schied. Und siehe da, mit fortgerissen klatschten auch die anderen Mädchen der Ungerechtigkeit Beifall und sanken einander in die Arme.

Beilich und stumm saßen die ungerechten Richter, und Fouquier-Tinville rief nach einem Glas Wasser.

Der Bluttrinker verlangte Wasser.

Wir wissen nicht, wie diese Opfer die wenigen Stunden zubrachten, die damals zwischen Urtheil und Execution lagen, jedenfalls hatten sie den Vorzug geistlichen Beistandes, da sich unter

\* Sämmtliche Werte. Band 25, Seite 33.

ihnen fünf Priester befanden. Claire Tabouillot hatte bei ihrer Mutter, Barbara Henry bei ihren Schwestern bleiben dürfen — eine Gunst der Gefängnisbedienten der Conciergerie. Als nun der Henker mit seinen Gehilfen mitten in die Gebete und die Thränen hineintrat, um seine Opfer zu binden und diesen das Haar abzuschneiden, da faßte einer der Knechte auch Barbara Henry, band sie und faßte ihr Haar. Sie litt es geduldig, freudig, denn sie hoffte auf diese Weise dem Leben zu entfliehen und mit ihren Schwestern sterben zu können — aber die älteste Schwester bemerkte es, befreite sie und zwang sie, am Leben zu bleiben. Barbara weinte über die Rettung, ihre ersten Locken waren schon unter der Schere des Henkers gefallen.

Weiter erfahren wir nur, daß noch an demselben Abend bei Fackellicht die 33 Opfer von Verdun auf dem Revolutionsplatze hingerichtet worden sind.

Auf diesen Platz führte am anderen Morgen der Henker zwei zarte junge Mädchen mit verweinten Gesichtern und gebundenen Händen, setzte sie auf die Schandbank und befestigte über ihren Häuptern eine Schrift, welche besagte, daß diese beiden Kinder vor zwei Jahren den festen Platz Verdun den Feinden ausgeliefert, sie mit Kriegsmunition versorgt u. s. w. u. s. w. und daß sie deshalb für infam erklärt würden.

Die beiden Mädchen blickten still vor sich nieder, nur zuweilen schauten sie sich zärtlich an.

Die Umstehenden blieben still und traurig, oder mit verhaltenem Zorn, aber sie litten keine Verleumdung oder Verhöhnung der beiden letzten Wilhelmnen von Verdun. Nach sechs Stunden wurden die Kinder zur Verbüßung zwanzigjähriger Gefängnisstrafe abgeführt.

Claire Tabouillot soll nach kurzer Zeit schon im Gefängniß gestorben sein, über ihr Schicksal ist wenigstens nichts weiter bekannt geworden; von Barbara Henry dagegen wird mit Bestimmtheit gemeldet, daß sie alle diese Schrecknisse überstanden habe. Sie soll nach ihrer Befreiung sich verheirathet und in hohem Alter noch in einer Provinzialstadt in ihrer Familie gelebt haben.



# Berliner Briefe.

## 1. Das Wachsen von Berlin.

Wenn man den preussischen Staat, gleichviel ob mit Recht oder Unrecht, mit Gunst oder Ungunst, einen Parvenu genant hat, so darf die Stadt Berlin auf diese Bezeichnung noch weit mehr Anspruch machen. Berlin ist in der That ein echter „Emporkömmling“; es hat während der beiden letzten Jahrhunderte eine ganz erstaunliche Carrière gemacht. Es ist gewachsen wie — aber es hält nicht leicht, einen treffenden Vergleich, ein anschauliches Bild dafür zu finden. Das Gleichniß von der Schneeflocke, die zur Lawine anwächst, ist stark abgemußt; und es wäre entschieden unwarer zu sagen: Berlin sei gewachsen wie der Kürbis des Propheten Jonas, oder auch nur wie etwa San-Francisco oder eine der andern Städte in Jung-Amerika. Nein, es ist gewachsen, wie alles Große sich aus scheinbar unscheinbaren Anfängen entwickelt: allmählig und allmählig, stetig und energig, unaufhörlich und unaufhaltbar, mit voller Berechtigung und innerer Nothwendigkeit.

Berlin war zu Anfang des 17. Jahrhunderts, da Wien schon die stolze, mächtige Kaiserstadt war, noch ein gar unbedeutendes Landstädtchen; und während des 30jährigen Krieges verlor es über die Hälfte seiner Bevölkerung. Der Große Kurfürst fand bei seinem Regierungsantritt in Berlin kaum 6000 Seelen vor; und erst bei seinem Tode, in Folge seiner Fürsorge und Bemühungen, zählten die beiden Schwesterstädte Berlin und Köln etwa 17,000 Einwohner, unter denen sich aber nicht weniger, als 5000 Einwanderer aus Frankreich befanden. Die damalige Stadt reichte nicht weiter, als vom Schloß bis zum Georgen-Thor an der heutigen Neuen Friedrichstraße, und von der kleinen Kirche zum Heiligen Geist bis zum Wollenmarkt. Der Friedrichswerder war erst im Entstehen begriffen und zählte noch nicht zur eigentlichen Stadt; er lag vor dem Thore und galt für einen Lustort, zu dem die Berliner an schönen Tagen fleißig wallfahrten. Die Straßen der kurfürstlichen Residenz waren zum Theil noch ungepflastert, die Schweine liefen darin umher, und vor den meisten Häusern erhob sich ein stattlicher Dingerhaufen. Breslau war der Zeit eine weit bedeutendere und ansehnlichere Stadt; die Zahl seiner Bewohner übertraf die Bevölkerung von Berlin um mehr, als das Doppelte.

Unter dem ersten Könige von Preußen vermehrte Berlin sich bis auf 50,000 Seelen, von welchen freilich wieder viele Tausende zugezogen, Flüchtlinge aus Frankreich und Einwanderer aus Flandern und anderwärts waren. Jeder Fremde wurde in dem dünnbevölkerten Lande mit offenen Armen aufgenommen, freigebig unterstützt und fand hier bald sein gutes Brod. Unter Friedrich I. hatte sich das Stadtgebiet bereits um das Fünf- bis Sechsfache vergrößert; außer dem Friedrichswerder waren noch hinzugezogen: die Dorotheenstadt mit der schönen breiten Straße „Unter den Linden“, die in so schmuckreicher und rechtwinkliger Regelmäßigkeit gebaute Friedrichstadt, und auf dem rechten Ufer der Spree ein Ring von Vorstädten, vom Oranienburger bis zum (alten) Stralauer Thore. Berlin begann schon mit Dresden zu rivalisiren, welches damals für die schönste Stadt in Deutschland galt; ein reisender Engländer, Namens Poland, der auch in dem Kreise der philosophischen Königin Sophie Charlotte Zutritt fand, äußert sich in seinen Briefen an den Herzog von Saverjett gar erbaulich über das „zwar nicht große, aber überaus schöne und nette Berlin“ und namentlich über den Thiergarten, den er dem größten und schönsten Park in seinem Vaterlande gleichstellt.

Mit den größten Dank für sein Wachsen und Emporkömmen schuldet Berlin dem König Friedrich Wilhelm I.; einem Monarchen, dem die Geschichtsschreiber noch immer nicht gerecht geworden sind; einem Herrscher von unzweifelhaften Tugenden und mannigfaltigen Verdiensten; ohne dessen Vorarbeiten sein Sohn niemals Friedrich der Große geworden wäre. Unter Friedrich Wilhelm I.

stieg die Bevölkerung Berlins von 50,000 auf fast 100,000, nahm die Stadt zuerst einen großartigen Charakter an. Diebe und Gauner begannen eine große Thätigkeit zu entfalten; Schwindler und allerhand Abenteurer fanden hier bis in die höchsten und allerhöchsten Kreise hinauf eine gute Kundenschaft. Von den vertriebenen Salzburgern und böhmischen Protestanten siedelten sich Viele auch in Berlin an und wurden hier betriebsame Bürger. Um Gewerbe, Industrie und Handel zu fördern und zu heben, ließ und schenkte der sonst so geizige König Tausende und Hunderttausende an unternehmende und intelligente Persönlichkeiten. Neben seinen großen Soldaten lag ihm Nichts so sehr am Herzen, als die Erweiterung und der Ausbau von Berlin. Wer seine Gunst gewinnen wollte, baute ein Haus; und seine Günstlinge und Diener mußten Häuser bauen, sie mochten wollen oder nicht wollen, sie mochten Geld übrig haben oder sich dabei zu Grunde richten. Der Geheime Rath Klingberg baute nach des Königs Befehl auf einem Sumpfe in der Friedrichstadt ein Haus, das ihm 8000 Thlr. kostete, und das er, da er's gar nicht verwerthen konnte, hinterher für 800 Thlr. wieder losließ.

Friedrich der Große bekümmerte sich mehr um Potsdam und Sanssouci, als um Berlin; dennoch zählte bei seinem Tode die Stadt schon gegen 150,000 Einwohner, und unter seinem Nachfolger stieg die Bevölkerung auf etwa 170,000. Zu Ende des vorigen Jahrhunderts hatte Berlin in Betreff der Seelenzahl bereits zwei sehr altherühmte blühende Städte wie Hamburg und Kopenhagen überholt; zwei Städte, die über ganz Europa schon in hohem Flor standen, da man Berlin noch kaum dem Namen nach kannte. Nur eine Stadt und dazu eine ganz neue Stadt gab es, die freilich unter mehr künstlichen Anstrengungen noch riesiger gewachsen war. Das erst 1703 gegründete, auf den Sümpfen an der Neva erbaute Petersburg zählte um 1800 bereits 220,000 Einwohner. Lange Zeit — um dieses gleich jetzt zu bemerken — bis in die Sechsziger Jahre hinein blieb Berlin hinter Petersburg zurück. Dann überholte es auch die russische Residenz, wie es vorher schon Neapel und Moskau, Madrid und Lissabon überholt hatte.

Der lange Frieden, welcher den Napoleonischen Kriegen folgte, und die gewaltige Erfindung des Jahrhunderts, der Dampf, unter dessen Hauch Industrie, Handel und Verkehr einen so wunderbaren Aufschwung nahmen, daß Mittelbeide und Nachgeborene sich noch immer nicht von ihrem Ertraunen erholt haben — also der lange Frieden und der zauberer Dampf ließen die Völker und Städte wachsen wie nie zuvor. Unter der Regierung Friedrich Wilhelm's III. verdoppelte sich wieder die Bevölkerung Berlins, stieg die Zahl der Einwohner von 170,000 auf 340,000. Nicht Friedrich Wilhelm I. hat die größten Verdienste um Berlin Friedrich Wilhelm III. Er schuf die Friedrich-Wilhelmstadt; er gab der Residenz die Bauwerke und Denkmäler, auf die sie mit Recht am stolzesten ist; er schmückte den Thiergarten, die „Lunge von Berlin“, mit den schönsten Anlagen. Schon unter Friedrich I. hatten französische Gärtner nordwestlich der Stadt, an dem sandigen Ufer der Spree Moabit (la terre maudite oder la terre de Moab) gegründet; schon unter Friedrich dem Großen war vor dem Hamburger und vor dem Köpenicker Thore das sogenannte Voigtland, eine Ansiedlung von sächsischen Bauhandwerkern, entstanden; unter Friedrich Wilhelm III. und seinen Nachfolgern bildete sich nun vollends um die ganze Stadt herum ein zweiter noch viel weiterer Ring von Vorstädten, dessen äußere Grenze von dem Stadtfern, der geschäftseifrigen Gitt, überall mehr als eine halbe deutsche Meile erstreckt ist. Noch war innerhalb der Stadtmauern ein Ring unbebaut geblieben, ein großer Winkel, der den südlichsten Theil des Stadtgebietes einnahm. Auf diesem theilweise ganz wüst liegenden, theilweise mit Kohl und Kartoffeln bepflanzen sogenannten Köpnicker Felde entstand nun in den vier- und fünfziger Jahren eine förmliche neue Großstadt, die heute nahe an

200,000 Bewohner umschließen wird. Seit 1840 wuchs die Bevölkerung von Berlin mit jedem Jahrzehnte um etwa 100,000. Kein Wunder, daß Berlin sich trotz der soeben erwähnten neu hinzugekommenen Louisenstadt immer bewegter und bedeutender fühlte; kein Wunder, daß es endlich aus der Haut fuhr. Vor nun sechs oder sieben Jahren wurde die Stadtmauer, welche die älteren Vorstädte von den jüngeren scheid, niedergedrissen; wurden die Thore und die Zollhäuser um je eine Viertelmeile weiter hinausgeschoben.

Immer hatte man das Wachsen der Einwohnerzahl und die Erweiterung der Stadt im Auge behalten und demgemäß immer eine gewisse Vorsicht geübt. Wie man das noch unbebaute Köpnicker Feld bei Erbauung der alten Stadtmauer schon mit eingeschlossen, so ist man später so weise gewesen, keine neue Mauer mehr aufzurichten, keine eigentlichen Thore mehr hinzuzustellen, sondern die neuen Vorstädte frei auslaufen zu lassen. Ferner hatte man die Felder und Gärten zwischen diesen einzelnen Vorstädten im voraus mit lauter neu anzulegenden Straßen durchkreuzt. Und diese vor wenigen Jahren zum größten Theil erst auf dem Papier registrirenden, zum kleinsten Theil wirklich abgesteckten Straßen sind inzwischen fast alle in Angriff genommen, ja die meisten sind schon vollständig ausgeführt und bevölkert. So ist es gekommen, daß der sonst zwischen Berlin und Charlottenburg sich ausbreitende Thiergarten eigentlich jetzt mitten in der Stadt liegt; daß das freundliche, auch schon gegen 20,000 Bewohner zählende Charlottenburg heute nichts weiter, als eine Vorstadt von Berlin ist. Ebenso gehören verschiedene andere Ortshäfen, wie Alt-Schöneberg, Tempelhoj, Rigdorf, Treprow, Stralow, Lichtenberg, Pankow u. c. c., mögen sie auch noch nicht ausdrücklich in das erweiterte Reichthum aufgenommen sein, thatsächlich doch schon zu Berlin; wohlhabende Berliner genießen hier in hübschen Landhäusern die Sommerfrische, und zahlreiche Arbeiter und kleine Handwerker wohnen der billigen Miete wegen hier das ganze Jahr. Die Vorstädte breiten sich immer weiter aus, setzen sich immer weiter fort; schon kann man einen äußersten, einen dritten Ring von Vorstädten annehmen; und von dem Mittelpunkt der Stadt bis dahin, wo „die letzten Häuser“ stehen, beträgt die Entfernung gewiß schon nicht weniger als eine ganze Meile. Wie Berlin mit seinen fünf bis sechs Stock hohen Häusern dem Berliner über den Kopf gewachsen ist, so ist es mit seinen meilenlangen Vorstädten ihm auch aus den Augen gerückt.

Aber dies Alles genügt noch nicht. Trotz den himmelhohen Miethskajernen und trotz der endlosen Vorstädte ist der Berliner bereits zur Auswanderung und zur Anlegung von Colonien gezwungen. Gar viele Berliner wohnen, da sie in Berlin eine Schlafstelle nicht mehr finden oder erschwingen konnten, ringsumher auf den benachbarten Dörfern. Private, Speculanten und Actiengesellschaften haben in ein- bis zweimeiligen Umkreise von Berlin Colonien von Villen und gewöhnlichen Häusern erbaut. Solche Colonien sind Neu-Tempelhof, Lichterfelde und Steglitz; Westend, auf dem Plateau zwischen Charlottenburg, Spandau und dem Grunewald gelegen, u. a. m. An der Havel und längs den Ketten der Havelseen erheben sich überall Landhäuser und Wohngebäude: und sie ziehen sich, wie die im Bau begriffenen Villenanlagen von Wilhelmshagen und Köpenickerbrück, bis unweit Potsdam hin. Andere Wohncolonien für Arbeiter, Handwerker und Leute aus dem Mittelstande werden im Norden, wie im Osten und Süden von Berlin projectirt. Die Entfernung von ein bis zwei Meilen kommt kaum mehr in Betracht; Pferde- und Locomotiv-Eisenbahnen zwischen Berlin und diesen zahlreichen Colonien sind entweder bereits vorhanden, oder ihre Herstellung ist doch in nahe Aussicht gestellt. Die Wohnungsnoth ist groß, aber der Berliner weiß sich zu helfen.

Zu den sechs Jahren von 1861 bis 1867 hatte Berlin um mehr als 150,000 Personen, das ist eine Stadt wie Breslau oder Dresden, zugenommen. Die Summe der Civil-Einwohner innerhalb der eigentlichen Stadt betrug damals über 700,000. Bei der nächsten Zählung, die im December bevorsteht, kann man auf eine Bevölkerung von mindestens 800,000 rechnen; und Berlin würde demzufolge die zweitbevölkerteste Stadt des europäischen Continents sein. In Ausdehnung steht es hinter Paris nicht mehr zurück, und hinsichtlich der Einwohnerzahl kann es Paris vielleicht gleichfalls noch erreichen, wo nicht gar überhohen; denn Paris ist wahrscheinlich schon im Siechen, Berlin dagegen unzweifelhaft noch im Steigen begriffen.

Otto Glagau.

## Wirthschaftsplaudereien.

Wie reinigt man eine Nähmaschine? Diese Frage hat gewiß schon mancher unserer Leserinnen Kopfzerbrechen gemacht, allen denen wenigstens, deren Mittelfinger der rechten Hand zu Gunsten der Nähmaschine nicht mehr im Nähadeldienste die schwere Kopfbedeckung zu tragen braucht. (Nicht mit Unrecht kann man sagen, daß dieser Finger es war, der zuerst aus schuldigem Respekt den Hut vor der Nähmaschine zog.) Die Frage, wie man eine Nähmaschine reinigt, läßt sich nur für Wenige mit der naheliegenden Antwort abfertigen: „man schickt sie zu einem Fabrikanten“, da die moderne eigene Hausfreundin ihre mehr oder weniger geräuschvolle Thätigkeit größtentheils weit ab von ihrer Geburtsstätte ausübt. Auch auf die Aushilfe, die in solchem Falle ein Schlosser oder Maschinenbauer des Ortes bieten könnte, darf die vorsichtige Besitzerin einer Nähmaschine nicht allzugroßes Vertrauen setzen, da das Anseinandernehmen und Reinigen einer solchen Maschine eine genaue Bekanntschaft mit der Zusammenfügung derselben bedingt, und die Zahl der verschiedenen Nähmaschinensysteme und Constructionen eine erheblich große ist. In seinen Erfolgen ist das Abwarten der Nähmaschine, dieses „Familiensäckchen“, mit dem Abwarten der eigenen Kinder zu vergleichen: Wer dieselben den Dienstboten überläßt oder überlassen muß, darf sich nicht wundern, wenn das äußere und innere Wesen der Kinder bald zum Spiegel der Dienstboten wird, d. h. deren größeren oder geringeren Grad von Trägheit, Unreinlichkeit u. s. w. zeigt. Wer selbst seine Nähmaschine abwartet, dem lohnt es diese Hausgenossin durch dreifach längere Gesundheit und Arbeitsfähigkeit. Erst dann, wenn sich ernstere Uebel: Abnutzung durch die Zeit, eine durch Gewaltsamkeiten herbeigeführte Verletzung „edlerer Theile“ einstellen, soll man zum Arzt, d. h. Fabrikanten schicken, daß er den Schaden beschauet, d. h. die Maschine auseinandernehme und durch Einsetzen neuer Maschinentheile oder sonst wie kunstgerecht heile.

Da kein Anderer das Uebel einer kranken Nähmaschine besser beurtheilen kann, als der Fabrikant, so sollte auch jeder Käufer

vorsichtig genug sein, beim Ankauf der Nähmaschine sich nicht bloß mit einer sogenannten "Garantie" auf so und so viele Jahre abspielen zu lassen, sondern die Maschine nur unter der Bedingung ankaufen, daß Verkäufer vorkommenden Falles die Ausbesserung beziehungsweise Reinigung übernimmt.

Antwort: Fräulein V weiß, daß der Staub, dieser Ueberall und Nirgend, neben Motten und Rost" der größte Feind alles Menschlichen ist, sie hält ihn deshalb sorgfältig von ihrem Schlingel durch Verschließen und Bedecken der dem Staub ausgesetzten Theile ab.

Beim Nähen selbst lösen sich beständig kleine Ränder sichtbar Theilchen der Appretur des Zeuges sowie Zeugfäferchen ab, und im Arbeitszimmer selbst wird mehr als anderswo Staub aufgewirbelt.

Dieser Staub läßt sich nun an den Maschinentheilen, welche nicht eingölt sind, durch Abwischen entfernen, das Del nimmt ihn begierig auf, wird dickflüssig, färbt sich dunkel, erschwert dadurch den Gang der Maschine und trägt zu schnellerer Abnutzung der am meisten in Bewegung gesetzten Theile bei.

Sie hat dann, als die Maschine das erste Mal trotz des neu aufgegossenen Oeles nicht recht vorwärts wollte und trotzdem sonst alle Theile in Ordnung waren, gewußt, daß das Del verstaubt sei, und hat die Maschine nach folgender Vorchrift gereinigt:

Man gießt ganz reines Klauenfett (Hammelpotensett ist dünnflüssiger und besser, als Ochsenpotensett) in ziemlicher Quantität auf die zu schmierenden Theile der Maschine und setzt letztere in schnelle Bewegung. Dadurch wird das Fett an der Welle und an sonstigen Stellen wieder herausgetrieben, und zwar mit schwarzem Schmutz gemischt.

Auf diese einfache Weise hat Fräulein V die Maschine gereinigt und da sie diese Reinigung von Zeit zu Zeit wiederholt, so ist die Maschine heute, d. h. nach Verlauf mehrerer Jahre, noch nicht reparaturbedürftig, wie man zu sagen pflegt, wenn man sich des besseren deutschen Wortes "ausbesserungsbedürftig" schämt.

Wird die Nähmaschine aber durch Mangel an Reinigung und durch längeren Nichtgebrauch arg verstaubt, das Del — wenn es gar ein ungeeignetes Schmieröl war — verharzt, sind einzelne Theile vielleicht schon leicht mit Rost bedeckt, so muß die zähe und dick gewordene Schmiere aus Del und Staub zuerst erweicht werden.

Dann ist es leicht, durch Ausgießen von frischem Petroleum wie oben beschrieben, die Reinigung zu vollenden. Ist die Maschine dagegen stark verrostet, so gehört die geübte Hand eines Mechanikers dazu, die Nähmaschine zuerst mit Schmirgelpapier, ja, wenn es nöthig, mit der Feile vorsichtig so zu reinigen, daß die Eisentheile der Maschine nicht beschädigt werden.

Die einfachste Weise, sich ein Knochen- oder Klauenöl selbst zu bereiten, besteht darin, daß man das Del aus den frischen Klauen u. s. w. auf dem Wasserbade ausläßt, durchsieht, klar werden läßt, vom etwa vorhandenen Wasser sorgfältig abgießt, in eine trodene Flasche, deren Boden mit Schrotkörnern bedeckt ist, gießt, und den Inhalt zuweilen gehörig durchschüttelt.

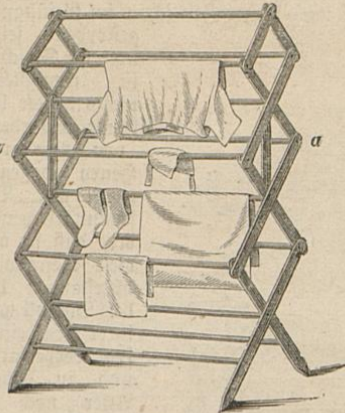
Zu unserem eigentlichen Thema zurückkehrend, nur noch Eins: es gibt sicher sehr viele schlecht konstruirte Nähmaschinen, und man muß äußerst vorsichtig bei Wahl und Einkauf einer Nähmaschine verfahren, trotzdem

kann es aber als sicher gelten, daß noch mehr durch schlechte Ab- wartung ruinirt und als unbrauchbar in den Winkel gestellte Nähmaschinen existiren. Man frage nur bei den Fabrikanten an, die jährlich viele Tausende von Maschinen liefern, welche bis auf die kleinste Schraube genau und fehlerfrei eine wie die andere gearbeitet sind, bei Grover-Baker, bei der Singer Manufacturing Co., bei Weehler und Wilson, die wissen ein Lied davon zu singen.

In einem solchen Liebe, welches sich ein poetischer Händler zu- rechtgelegt hatte, hieß es:

Könnten Fabrikanten davon schweigen, Tausend Nähmaschinen würden redend zeugen, Die man in den Schopf der stillen Winkel stellt.

Ein praktischer Trockenständer, namentlich für beschränkte Räume und linderreiche Familien, ist in Figur 1 abgebildet.



Figur 1. Trockenständer.



Figur 2. Fadenschneider.

Der Ständer besteht aus runden Holzstäben und aus mit Charnieren verbundenen Laten, ist zusammenlegbar (sobald die Stützen a, a ausgehoben werden), durch sein geringes Gewicht leicht transportabel und bietet, ohne großen Raum einzunehmen, doch ca. 10 bis 12 Meter Stablänge zum Aufhängen der Wäsche.

Im Winter läßt er sich vor einen Ofen, im Sommer vor das Fenster stellen; zusammengeklappt nimmt er so wenig Raum ein, daß ihn jeder Winkel beherbergen kann.

Vorrätig bei C. Gohn, Berlin, Hausvoigteiplatz 12.

Fadenschneider. (Figur 2.) „Eine verlegte Scheere macht mich nervös!“ pflegte eine fleißige junge Dame zu sagen. Die „Erfindung“ der Scheerenbänder spricht dafür, daß das Verlegen der Scheeren ein allgemeines Uebel sein muß.

Auflösung des Rebus Seite 346.

„Im Schatten kühler Denkungsart“.

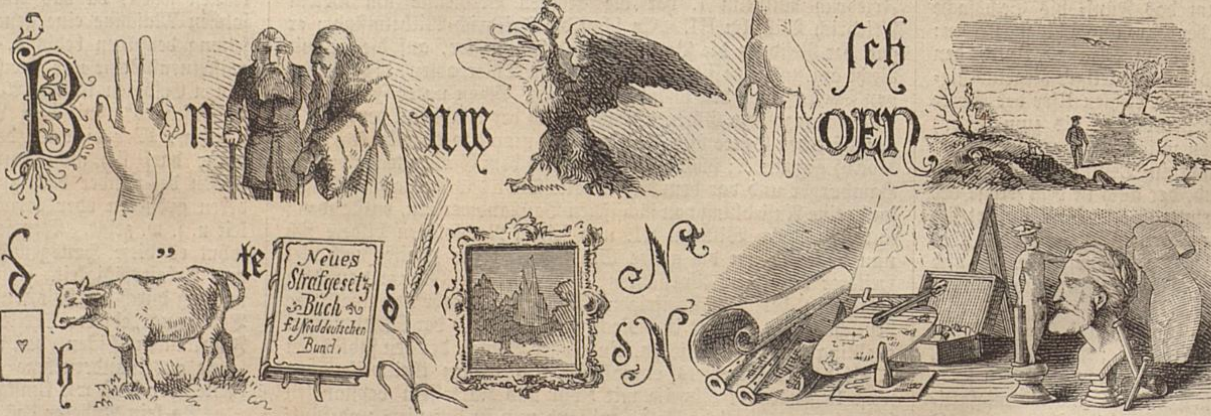
Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. VIII, Seite 346.

- 1) So 3 - f 5 + e 6 f 5;
2) D f 7 - c 4 + K d 4 - c 4;
3) T e - e 4 ♯.

Correspondenz.

H. v. K. soll ihren Wunsch in nächster Zeit berücksichtigt sehen. Abonnentin. Den Kindermantel werden wir in einer der nächsten Nummern des Bazar bringen.

Rebus.



auf den von Ihnen genannten Gegenständen befinden. Sie werden be- greifen, daß sich bei einiger Compositionsgabe dergleichen Verbinden auch auf jedes beliebige Kleidungsstück übertragen lassen.

Legte Kiste im Bad etc. wird, noch ehe sie ihr Winterquartier bezogen, ihre Wünsche bereits erfüllt gesehen haben. Zwei Schwestern empfehlen wir das Wilhelmstift in Charlotten- burg oder das Rotherstift in Berlin.